

Juni 06/2011

Aus dem Inhalt

Egbert Ballhorn
Von Zwischenräumen und Wohnorten Gottes 161

Jan-Christoph Horn
„Als der Tag des Pfingstfestes erfüllt war, waren sie alle
an einem Ort versammelt“ (Apg 2,1) 163

Peter Kohlgraf
Welchen Jesus lernen unsere Kinder kennen? 168

Joachim Kittel
Von der Not Firmbegleiter(-innen) zu finden 176

Petro Müller
„Die Apostolizität der Kirche“ 181

Literaturdienst: 188

Thomas Ruster: Glauben macht den Unterschied.

Gerhard Dane: DIR wollen wir singen.

Gerhard Dane: Im Garten kannst du Gott begegnen.

Klaus Müller: Dem Glauben nachdenken.

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

PD Dr. Egbert Ballhorn, Neue Straße 3, 31134 Hildesheim |
Dipl.Theol. Dipl. Päd. Jan-Christoph Horn, Rumhortsweg 9,
48147 Münster | Pfr. PD Dr. Peter Kohlgraf, Freithof 3, 41460
Neuss | Dr. Joachim Kittel, Bücheweg 8, 79346 Endingen-
Amoltern | Domvikar Dr. Petro Müller, Gartenstraße 16,
97276 Margetshöchheim

Unter Mitwirkung von Pfarrer Rolf-Peter Cremer, Kloster-
platz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12,
49074 Osnabrück | Weihbischof Dr. Heiner Koch, Marzellenstr.
32, 50668 Köln | Dompropst Dr. Stefan Dybowski,
Niederwallstr. 8-9, 10117 Berlin | Domkapitular Adolf Pohner,
Domhof 18-21, 31134 Hildesheim | Weihbischof Franz
Vorrath, Zwölfling 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim, Köln
und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,
50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001,
Fax (0221) 1642-7005,
Email: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,
Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im
Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7,
50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. |
Einzelheft 3 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung
der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis
der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher
werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag
GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

ISSN 1865-2832

Von Zwischen- räumen und Wohnorten Gottes

Was heißt „Gott lieben“? Vielen erscheint der Ausdruck „Gott lieben“ als abstrakt. Kann ich Gott wie einen ganz konkreten Menschen lieben, dem ich begegne? Auf diese Frage gibt es keine Antwort, die selbstverständlich wäre. Einen Weg eröffnet Ps 26,8: „HERR, ich liebe die Stätte deines Hauses, und den Ort, wo deine Herrlichkeit wohnt“. Nur vordergründig ist der Vers eine religionsgeschichtliche Anspielung auf den Tempel zu Jerusalem. Es geht nicht um Gebäude. Es geht um etwas ganz anderes. Es gibt einen Ort, an dem Gott wohnt. Natürlich, Gott ist überall. Aber eine solche Aussage erscheint abstrakt, denn sie scheint kaum Konsequenzen zu haben. Gibt es allerdings einen Wohnort Gottes, dann muss man ihn aufsuchen, um zu Gott gelangen zu können.

Dies ist vielleicht eine Grundaussage der Bibel schlechthin: dass Gott sich Raum schafft. Gott erschafft die Welt überhaupt erst als Raum, als Ort, der lebensfreundlich ist, wie es das staunende Loblied auf den Schöpfer in Gen 1 kundtut. Und er schafft sich selbst Raum in dieser Welt, schafft sich Raum unter den Menschen. Das ist nichts Statisches. Die Feuer- und Wolkensäule, die den Exodus nicht allein begleitet, sondern ihn anführt, ist der lebendige Raum Gottes unter den Menschen. Der Raum Gottes wandert mit. Er führt den Weg in die Freiheit an. Und auch die Stiftshütte des Volkes Israel ist der mitwandernde Raum Gottes. Wo immer das Volk unterwegs ist, Gott zieht mit. Und erst als das Volk endlich angekommen ist im Land der Verheißung, da erst bleibt auch

Gott am festen Ort, dem Tempel zu Jerusalem.

Gott nimmt Wohnung inmitten der Menschen.

Der Raum Gottes ist nicht allein Ort seiner Anwesenheit, sondern seiner Wirksamkeit für die Menschen; der Ort, wo er Rettung bewirkt für seine Menschen. In diesem Sinn ist auch die Selbstvorstellung Gottes gegenüber Mose am Brennenden Dornbusch zu verstehen: „*Ich habe das Elend meines Volkes in Ägypten gesehen, und ihre laute Klage über ihre Antreiber habe ich gehört. Ich kenne ihr Leid. Ich bin herabgestiegen, um sie der Hand der Ägypter zu entreißen und aus jenem Land hinaufzuführen in ein schönes, weites Land, in ein Land, in dem Milch und Honig fließen*“ (Ex 3,7f.). Gott steigt herab in die Welt, er nimmt in ihr Raum ein, um sie von einem Ort der Unterdrückung in einen Ort der Befreiung zu verwandeln. Der Ort auf der Welt, den Gott betritt, ist der Raum, den er eröffnet. Zugleich ist es der Raum der Rettung für die Menschen, wie es beim Durchzug durch das Schilfmeer deutlich wird.

In letzter Zuspitzung geschieht die Rettung in der Menschwerdung Gottes. Wie es im Prolog des Johannesevangeliums heißt: „Und das Wort ist Fleisch geworden – und hat unter uns sein Zelt aufgeschlagen“ (Joh 1,14). Der Wohn-Ort Gottes ist nicht statisch, sondern dynamisch. Es ist der Ort, von der die Welt ihre Mitte erhält und von wo aus sie verwandelt wird.

Von dieser Theologie des Raumes fällt auch ein Licht auf den Vers aus Ps 26. Die im Psalm besungene Liebe zur Wohnung Gottes ist das beglückte Ja des Menschen zu einem Gott, der seine Wohnung mitten unter den Menschen wählt. Die Liebe zum Raum Gottes ist die Freude über die von Gott her erfahrende Rettungstat. Und das kann auch heißen, sich auf die Suche nach den Wohn-Orten Gottes in der Welt zu machen, ihn überall dort zu suchen, wo Menschen ihn brauchen, wo auf Rettung zu warten ist. Wo Gott in die Welt eintritt, dort regieren Wahrheit und Gerechtigkeit, Rettung und Freiheit.

Solche Orte gilt es zu suchen und zu lieben und Gott in ihnen.

Zwischen-Räume

Für viele, die mit gemeinschaftlichem Psalmenrezitieren beginnen oder ihm begegnen, ist die einzuhaltende Pause zwischen beiden Vershälften ein Stolperstein. Ein Sternchen *, der Asteriscus, zeigt an, dass hier kurz innezuhalten ist. Das muss mühsam erlernt und eingeübt werden. Die Pause hat ihren Grund in der Eigenart der biblischen Poesie selbst. Jeder Vers poetischer Sprache ist darin in zwei Hälften unterteilt, die beide mit je unterschiedlichen Worten eine gleiche oder doch gemeinsame Aussage machen. Man spricht hier vom Parallelismus Membrorum; beide Glieder stehen parallel zueinander. Das lässt sich an vielen Psalmversen überprüfen. Dabei handelt es sich nicht um eine schlichte Verdopplung der Aussage. Vielmehr braucht es beide Vershälften, um Psalmen verstehen zu können – wie es beide Augen braucht, um räumlich zu sehen. Erst der Blick aus beiden Augen lässt Weite und Tiefe der Landschaft erkennen. Genau so verhält es sich mit den Psalmaussagen in ihren Parallelismen. Durch sie entsteht ein Stereoblick. Erst wenn die Psalmen Plastizität gewinnen, dann eröffnet sich auch in ihnen Raum, dann sind sie nicht allein ein flaches Bild, sondern laden mich ein, selbst in sie einzusteigen. Der Asteriscus ist ein Platzhalter für diese Möglichkeit. Er ist die Atempause, die mich einlädt, diese dreidimensionale Welt zu betreten. Er bringt ein Innehalten, um die Fülle der Wirklichkeit nicht zu übersehen und zu übersingen. Es braucht einen Moment Zeit, um in dieser Wirklichkeit heimisch zu werden.

Der Text der Psalmen besteht aus den Worten. Und aus den Räumen zwischen den Worten. Gott wohnt in den Worten der Psalmen. Und er wohnt in den Zwischen-Räumen.

Ich liebe, HERR, den Ort, wo deine Herrlichkeit wohnt.

Liebe Leserinnen und Leser,

der Heilige Geist weht zwar, wo er will, aber es ist auch nicht von Nachteil, ihm bewusst einen Landeplatz zu bereiten. Aus seiner Erfahrung als Pastoralreferent weiß **PR Jan-Christoph Horn** aus Münster, dass es darum gerade in der kirchlichen Gremienarbeit nicht immer sehr gut bestellt ist. Welche Möglichkeiten zur Veränderung sich hier bieten und wie der so wiederum zugelassene Geist das Gremium in seinem Arbeitsstil verändern kann, davon sprechen seine Beobachtungen und Anregungen.

Dem Themenfeld des Religionsunterrichts wendet sich der Schulseelsorger **Pfr. PD Dr. habil. Peter Kohlgraf** aus Neuss nach. Er durchmisst die Spannung zwischen der Kritik, die Kinder würden im Religionsunterricht zu wenig christliche Basics lernen, den faktisch durch Lehrpläne vorgegeben Inhalten und einer im Religionsunterricht möglichen, sehr viel basaleren Vermittlung dessen, was Christen mit Christus verbinden als auf der Wissens-ebene.

Noch einmal scheint das Thema Pfingsten in Gestalt des Firm sakramentes auf. **OStR Dr. Joachim Kittel**, Theologe und Religionslehrer am Martin-Schongauer-Gymnasium in Breisach/Rh., stellt das Konzept einer modularisierten Firmvorbereitung vor, das der Gefahr entgegenwirkt, durch ein Zuviel an Zeit- und Kompetenzanforderung mögliche Katechet(inn)en von einem Engagement abzuschrecken, die aber sehr wohl Zeugnis geben können.

Domvikar Dr. Petro Müller, Leiter des Ökumenereferats in Würzburg, stellt mit sensiblem Blick für den Geist der Ökumene, der zwischen Erreichtem und noch Ausstehendem wohl zu unterscheiden weiß, das Studiendokument „Die Apostolizität der Kirche“ der „Lutherisch/Römisch-Katholischen Kommission für die Einheit“ vor – kein Abschluss-Dokument, wohl aber eine wichtige Zwischenbilanz.

Möge der Hl. Geist an Pfingsten Ihnen neuen Lebensatem verleihen und brennendes Feuer ins Herz einsenken, wünscht Ihnen

Ihr



Gunther Fleischer

„Als der Tag des Pfingstfestes erfüllt war, waren sie alle an einem Ort versammelt“

(Apg 2,1)

Kirchliche Gremien und Spiritualität

„Lasset uns beten“ – wir kennen diesen Satz aus dem liturgischen Kontext, wo er seinen ursprünglichen Sitz hat und auch unumwunden hingehört. Die Überlegung, diesen Satz, in aller Ernsthaftigkeit gesprochen und verstanden, im Kontext einer kirchlichen Gremiensitzung, sei es der Pfarrgemeinderat, Kirchenvorstand, das Seelsorgeteam oder dem Aufsichtsrat eines kirchlichen Altenheimes, zu hören, mutet etwas merkwürdig an. Wohl nicht nur, weil der Satz so überaus gottesdienstlich geprägt ist und in jedem anderen Kontext „fremd“ klingen würde, sondern auch, weil ein solcher Satz, oder allgemeiner ausgedrückt: die damit verbundene Intention, nicht für kirchliche Gremiensitzungen aller Couleur zu passen scheint. Damit ist aber eine deutliche Leerstelle unseres kirchlichen Lebens markiert. Sie berührt nicht nur die Organisation von Kirche, sondern das organische Leben der Kirche, ihren Auftrag und ihre Sendung.

Pfarrgemeinderat & Hl. Geist – eine Fehlanzeige

Der Dichterpfarrer Lothar Zenetti hat einmal einen Text geschrieben, betitelt „Pfarr-

gemeinderat“, der das Dilemma schön auf den Punkt bringt: „Von Programmen sprachen wir und Tagesordnungspunkten, von Aktionen sprachen wir und von Sofortmaßnahmen, von Modellen sprachen wir und neuen Perspektiven, von Problemen sprachen wir und Meinungsäußerungen, von Strukturen sprachen wir und von Gemeindebildung. Von Jesus Christus sprachen wir nicht, und seine Meinung war nicht gefragt. So hing er still am Kreuz.“ Jedes ordentliche, qualitätsgeprüfte kirchliche Gremium kennt natürlich einen Geistlichen Impuls. Daraus aber geistliches Leben abzuleiten, wäre sehr optimistisch. „Pastor's fünf Minuten“, wie es manchmal schön heißt, werden teilweise abgesehen, teilweise sicherlich auch dankbar entgegengenommen. Nur für das Arbeiten des Gremiums haben sie allermeist keine Bedeutung. Dabei beginnt schon die Regel des Hl. Benedikt – vollkommen berechtigt neu entdeckt als Quellentext für Management- und Personalführungsseminare – mit einem geistlichen Impuls, der nicht in sich abgeschlossen ruht, sondern die Klammer bildet für alles, was folgt: „Höre, mein Sohn, auf die Weisung des Meisters, neige das Ohr deines Herzens, nimm den Zuspruch des gütigen Vaters willig an und erfülle ihn durch die Tat.“

Die Feuilletons sind sich einig, dass Religion und Spiritualität eine Rolle im gesellschaftlichen Leben spielen, zumindest irgendwie vorkommen. Und innerkirchlich, in Bischofsbriefen und pastoraltheologischen Reflexionen, ist der Ruf laut nach einer (Re-)Spiritualisierung unserer Kirchen, nach dem „geistlichen Aufrüsten“ von Gemeinden, Einrichtungen und MitarbeiterInnen. Da geht es um biblische Leitbilder für Gemeinden und Einrichtungen, spirituelle Angebote der Kirche für die verschiedenen Milieus und eine Erkennbarkeit geistlicher Personen in der Kirche. Völlig zu Recht. Nur an die kirchlichen Gremien denkt irgendwie keiner.

Kann aber dort, wo der organisatorische Herzschlag von Kirche und Gemeinde sitzt, wo Entscheidungen mit Gewicht vorbereitet, diskutiert und beschlossen werden, auf

geistliches Leben verzichtet werden? Kann eine Kirche, die „Oase“ sein will für die gesellschaftlichen Wüsten unserer Zeit, leben, wenn die, die in der Mitte stehen, kein Wasser aus dem Brunnen schöpfen, um damit die Oase zu bewässern? Sollte sich ein kirchliches Gremium, ein Leitungsgremium noch dazu, denn nur mit dem Geist-für-Andere beschäftigen, sondern nicht auch selber geistlich arbeiten, ja: geistlich leben? Auch die Organisationspsychologie hebt hervor, dass es keinen Ort in einer Organisation geben darf, der nicht von den Leitmotiven der Organisation durchwoben ist, wenn nicht die Organisation in Gänze nach innen geschwächt und nach außen unglaubwürdig daherkommen will. Wenn einer Gemeinde oder Einrichtung also Glaube, Gemeinschaft und Spiritualität wichtig sind, muss auch die Leitung und müssen die scheinbar rein administrativen Organe auch in Glaube, Gemeinschaft und Spiritualität erkennbar sein.

Das ist nicht nur unter dem Gesichtspunkt des Vorbilds zu sehen, das aber auch („Wenn Frau Meier vom Pfarrgemeinderat betet, dann traue ich mich das auch“). Es geht auch um ein Zeugnis, das von bedeutender und beachteter Stelle hergegeben wird. Es lautet schlicht: „Wir glauben an das Wirken Gottes in unserem Gremium, an sein Wirken mitten unter uns. Wir wollen uns auf ihn ausrichten. Er gibt uns die Richtung vor, seinem Ruf folgen wir. Wir bahnen ihm Wege. „Wie das geschieht, mag zunächst noch offenbleiben, wenngleich es (gleich noch) Hinweise und Tipps dazu gibt. Aber um sich nicht in die Irre führen zu lassen: „Geistlichkeit“ kann man nicht verordnen und auf die Tagesordnung setzen, man kann sie nicht personalisieren, sich durch „Geistliche“ freilich an sie erinnern lassen. Vor allem aber muss man sie sich schenken lassen.“

Dass das ein kleiner Paradigmenwechsel kirchlicher Gremienarbeit ist, sei hier ruhig benannt. Aber konnten wir tatsächlich davon ausgehen, dass der viel beschworene pastorale und kirchliche Um- und Aufbruch vor unseren Gremien halt machen kann? Warum hat er nicht von hier aus sogar seinen Anfang genommen?

Mut, Bereitschaft, Haltung als pastorale Tugenden

Es bleibt zunächst sicher befremdlich sich vorzustellen, dass man im Kirchenvorstand eine Personalentscheidung durch Unterscheidung der Geister trifft. Was im klassisch ignatianischen Sinn bedeutet, nicht gemeinsam zu entscheiden, sondern miteinander nach der Entscheidung zu suchen, die Gott schon getroffen hat – durch den Zyklus „Wahrnehmen, Auswerten, Entscheiden“, bis alle übereinstimmen, dass die Entscheidung gefunden – nicht getroffen – wurde. Oder, dass im Seelsorgeteam für Gemeindegewachstum gebetet wird, anstatt dieses nur zu organisieren. Oder, dass im Pfarrgemeinderat bei der Neukonzeptionierung des Pfarrfestes danach gefragt wird „What would Jesus do?“ Je größer die Befremdung vor diesen Vorstellungen ist, umso dringlicher ist es, etwas dafür zu tun, solche Elemente zu integrieren. Denn welcher neuen Klang bekommen solche mit Mühsal beladenen Worte wie „Firmkonzept“, „Familienkreisgründung“ oder „Kindergartensanierung“, wenn man sie mit Gott gemeinsam anschaut – und es zulässt, sich auch von Gott her etwas zu diesen Dingen sagen zu lassen. Das motiviert, schafft neuen Sinn, entdeckt etwas Neues und entlastet auch – denn Gott trägt unsere Themen (scheinen sie uns auch noch so „weltlich“) nun spürbar mit. Wir organisieren nicht nur „für“ ihn, sondern „mit“ ihm. Die größte Veränderung ist dann nicht das Konzept, sondern die Haltung derer, die darauf schauen.

Bischof Felix Genn aus Münster benennt in seinem kleinen Büchlein „Es würde der Welt etwas fehlen – Pastorale Impulse aus dem Geist der Exerzitien“ die Änderung der Vorzeichen, die sich durch eine geistlich geprägte Gremienkultur ergibt: Momentan wird „aus dem Bauch heraus entschieden oder der Stärkere setzt sich durch ... Das kann wohl nicht die Art und Weise sein, wie Christen miteinander um Entscheidungen ringen und Übereinkunft erzielen. Im Gegenteil: Gerade hier erweist sich der Glaube an die Führung durch die Kraft des Geistes.“

... Wenn die Einzelnen und die Gruppe als Ganzes sich ernsthaft um diese Haltungen bemühen, kann ein guter Prozess in Gang kommen. In einem Interview im Sommer 2010 fügte er hinzu: „Unser Christenleben besteht aus einem doppelten Hören. Einmal aus dem Hören: Was ist im Augenblick Sache? Was steht zur Debatte? Und dann aus dem noch tieferen intensiven Hören auf das, was Gott mit seinem Wort in der Schrift und in der Lehre der Kirche uns vermittelt. Und im Schnittpunkt des Hörens geschieht die Umgestaltung der Welt und meines Lebens im Sinne Jesu.“

Gremienarbeit nicht als Geschäftsangelegenheit, sondern als Beziehungsarbeit un-tereinander und mit Gott zu verstehen, zur Verwirklichung dessen was wir als Christen „Reich Gottes“ nennen, das ist gemeint. Eine These wäre, dass die Suche nach dem „Esprit“ in der kirchlichen (Gremien)Arbeit, die so oft als unattraktiv und lähmend wahrgenommen wird, genau daher kommt, was das Wort benennt: aus dem Geist. Christian Hennecke benennt unseren „blinden Fleck“ sehr treffend: „Wir sehen unsere Kirchenerfahrung fast durchweg soziologisch und leiten aus dieser soziologischen Brille pastorale Konsequenzen ab.“ Das „steht oft im Kontrast zu einem Verstehen der Kirche als Gegenwart des Auferstandenen in der Mitte der Seinen, als Leib Christi.“

Tun und Lassen

Die Gemeindeleitung der amerikanischen Emerging Church entschied sich dafür, immer einen Stuhl am Tisch frei zu lassen, für Jesus, dessen Gegenwart so „sichtbar“ erinnert wird – „Jesus first“. Eine symbolische Leerstelle, die in die Fülle führen soll. Entsprechend könnte neben dem Haushaltsplan, dem letzten Sitzungsprotokoll und den nötigen Tischvorlagen auch eine Ausgabe der Bibel zum „Standardwerk“ der Sitzungsleitung gehören. Erinnert der Haushaltsplan an den Rahmen des Möglichen, steht die Bibel für die Möglichkeit des Rahmens. Beide Schriften haben einen unschätzbaren Wert – aber nur eines in der Regel einen Platz. Auch so simple Dinge wie ein dreiminütiges

Schweigen vor einer Abstimmung – und sei sie noch so nebensächlich – verweist alle Anwesenden auf den größeren Kontext, in dem die Arbeit ruht. Außerdem öffnet man sich dafür, sich vom Geist Gottes auch noch etwas „sagen“ zu lassen. Meine Erfahrung ist: Je häufiger man dies einübt, desto kürzer werden nach und nach die vorlaufenden Diskussionen und umso größer wird der Wunsch nach längerer Stille. Im Schweigen kommt jeder zu Wort. Auch der Eine.

Anderes Beispiel: Ein „Blitzlicht“ zum persönlichen Befinden am Ende einer Sitzung öffnet nicht nur den Raum für ein methodisches Feedback zur gemeinsamen Sitzungskultur, sondern macht deutlich, dass da am Tisch des Kirchenvorstands nichts nur der Vertreter der Mitarbeiter, die Finanzbevollmächtigte und der für seine Sachkenntnis in das Gremium gewählte Rechtsanwalt saßen, sondern Peter Meier, Hiltrud Müller und Frank Beerenschmidt, die alle etwas erlebt und auch als Person, als geliebtes Kind des Vaters, als vom Geist beschenkte Getaufte, als Freundinnen und Freunde Jesu, „Erlebnisqualität“ besitzen. Jede Wette, dass auch hier nach und nach ein anderes, achtsameres und behutsameres miteinander Agieren entsteht, was sich auch auf die Arbeitsqualität niederschlägt.

Schließlich: Warum nicht eine Sitzung mit der Eucharistie beginnen oder beenden? Hierin würde sich zeigen, dass die Eucharistie nicht nur etwas für die persönliche Spiritualität ist, sondern – nicht nur in der Feiergestalt – ein Geschehen ist. Ein kirchliches Arbeitsgremium das anerkennt: „Wir verdanken uns Gott und wir bringen ihm unsere gemeinsamen Gedanken. „Oft sind ja die „Beter“ und die „Macher“ in unseren Gemeinden zwei Personengruppen. Diese, für das Gemeindegewachstum sicher problematische, Trennung würde gesprengt.“

„Wir haben in dieser Zeit weder Vorsteher noch Propheten“ (Dan 3,38)

Geistliche Ermächtigung der Gremienarbeit ist keine Zusatzaufgabe, falls noch Zeit ist.

An der Geschichte der Kirche ist unübersehbar verifizierbar, was an Aufbruch geschieht, wenn der Geist in den Menschen freigesetzt wird. „Und ist das nicht die eigentliche ‚Sünde wider den Heiligen Geist‘, wenn wir einander drin nicht fördern, sondern sogar hindern, was der Geist durch uns wirken will?“ (Gerhard Nachtwei in der Zeitschrift Diakonia).

An der Motivation mangelt es den Menschen in den kirchlichen Gremien eher nicht, wie die von Paul Zulehner verantwortete Studie über Pfarrgemeinderatsarbeit im Ergebnis zeigt. Aber in Glaubensbildung und Spiritualität treten frappierende Hinweise zutage. „Es bleibt die Frage, warum lediglich 22% der Befragten die alltägliche Arbeit im Pfarrgemeinderat als spirituellen Vorgang betrachten.“ Wenn gleichzeitig 79% der Befragten den Pfarrgemeinderat aber auch als Glaubensgemeinschaft empfinden, drängt sich der Verdacht auf, dass zum einen die Grundkultur eines kirchlichen Gremiums (die Ergebnisse der PGR-Studie lassen sich inhaltlich für unsere Zwecke sicher verallgemeinern) nicht ausreichend den Charakter eines geistlichen Gremiums trägt und sich die Gremienteilnehmer auch zu wenig aus sich heraus als geistlich begabte (oder eigentlich ja: begnadete!) Menschen erleben. Kann man als Glaubensgemeinschaft aber auch nicht-geistlich sein? „Lasset und beten“ – „Gerne, aber nicht hier.“ Es erschrickt, wenn auch in der Kirche und seinen Gremien Glaube Privatsache geworden ist. Nicht nur theologisch, auch organisationspsychologisch muss die Frage erlaubt sein: Dürfen wir das so hinnehmen? Stellen Sie sich einmal vor, es wäre bei Mitarbeitern einer Autofirma verpönt, miteinander über ihre Leidenschaft für Autos zu sprechen.

In welchen Gremien spielt „spirituelles Profil“ heute bei der Auswahl und Ausbildung von Mitarbeitern eine Rolle? Und wo werden hauptamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter nicht nur in so (wichtigen) Dingen wie Moderationstechnik, Konfliktmanagement und Projektmethode geschult, sondern auch in „geistlicher Leitung“, zumal einer, die über die Kompetenz der Anleitung des Bibel-Teilens hinausgeht?

„Wenn nicht der Herr das Haus baut, müht sich jeder umsonst, der daran baut“ (Ps 127,1)

Niemand wird so weit gehen, das offenkundige Fehlen der Geistvertrautheit unserer Gremien als Grund für den „Reformstau“ in vielen Gemeinden zu beziffern. Und niemand ist so unklug, das Gegenteil zu behaupten. Aber, wo man auch hinschaut: Spiritualität findet sich in diffusen Formen vielerorts, nur nicht dort, wo sie aus den Herzen derer sprühen sollte, die Gemeinde und Kirche prägen: in den Leitungsgremien. Da werden selbst aus ansonsten inspirierten Pfarrern, Angehörigen Geistlicher Gemeinschaften und Menschen, die ansonsten durchaus so etwas wie „Alltagsspiritualität“ pflegen, Papier- und manchmal auch Paragraphentiger, die sich in Debatten und Abstimmungen hineinzwängen lassen. Wer hat sich das eigentlich ausgedacht? Zwar spielen Menschen in unserer segmentierten Gesellschaft an verschiedenen Orten durchaus sehr unterschiedliche Rollen, aber hier geht es um etwas – im wahrsten Sinne – Wesentliches. Warum also wird aus einer begeisterten Jakobswegpilgerin, die nach dem Gottesdienst auf dem Kirchplatz eindrucksvoll von ihren Erfahrungen berichtet, im Pfarrgemeinderat eine stille Schweigerin?

Auf der Suche nach Beispielen stärkerer Verwurzelung der Geistvertraut und des Christusrufens in kirchlichen Gremien und Strukturen wird oft auf gelingende Beispiele in anderen Ländern verwiesen. Dabei kann es nur darum gehen, einen „deutschen“ Weg zu gehen. Denn wer schon einmal an internationalen Glaubenstreffen wie dem Weltjugendtag oder den Internationalen Treffen von Taizé teilgenommen hat oder aufmerksam durch die Reihen der Beter z.B. auf dem Petersplatz gegangen ist, weiß, dass sich unser modus vivendi spiritualis von der anderer Länder unterscheidet. Freies Gebet, Lobpreis, freies Zeugnis und Barmherzigkeitsrufe sind nicht so unser Ding, auch wenn uns da sicher etwas abgeht. Das für uns einzufordern hieße, Luftschlösser zu bauen. Was aber passt zu uns?

Ermächtigungspastoral

Zulehner und seine MitarbeiterInnen plädieren dafür, Spiritualität als innere Dimension des Handelns zu verstehen und setzen den Anfang dabei, die einem jeden innewohnende geistliche Kompetenz zu wecken. Wenn wir glauben, dass jeder Mensch nach dem Bild Gottes gestaltet ist, dann hat aus jedem Menschen Gott heraus etwas zu sagen, bei allen biographischen und vielleicht auch moralischen Verwerfungen. Empowerment, Ermächtigung, ist das Leitwort der Stunde, sie ist zuerst wesentliche Aufgabe der Leitung eines Gremiums. Das kann man nachvollziehen.

Wie aber sieht das konkret aus? Das fängt bei der Sprache schon an: Die nicht-ordinierten Frauen und Männer sind eben keine „Laien“ (so wie ich zum Beispiel ein Laie im Klempnerhandwerk bin), sondern Gotteskinder, „Christifideles“, Christgläubige. Reden wir so miteinander. Das verschiebt bereits die Rollen und die Kompetenzzuweisungen! Unsere Sprachgewohnheit hat leider verstellt, dass das Wort „Laie“ von „Laos – Volk“ kommt. Weiterhinsollte die Tagesordnung die Sitzung strukturieren, aber nicht formalisieren. Das, was dran ist, ergibt sich im Vertrauen auf den Geist auch aus den Wahrnehmungen der Anwesenden (dafür lohnt es sich, z.B. einen „Anhörkreis“ einzurichten) und aus den Erinnerungen an das, was in letzter Zeit gewesen ist (eine Zeit der Stille holt dabei die Erinnerungen, v.a. auch die Gefühle, wieder in die Präsenz). Natürlich müssen auch die geschäftlichen Dinge geregelt sein, aber wie ist formell gesichert, dass der Geist ins „G'schäft“ kommt? Welchen Stellenwert erhält auch ein Wort aus der Schrift – oftmals bleiben wir ja beim „Wahrnehmen“ stehen, was aber ist mit dem „Unterscheiden“, „Antworten“ und „Handeln“?

Auch in der Geschäftsordnung einer Gremiensitzung wird sich geistliches Bewusstsein positiv niederschlagen. Stille ist z.B. ein Wundermittel der Fokussierung – sowohl für das Thema, als auch auf Gottes Anruf hin. Einfache kommunikative Tricks wie die

Veränderung der Sitzordnung (... jeder rückt einen Stuhl weiter und nimmt damit – z.B. vor einer Abstimmung oder wenn die Diskussion stockt – noch einmal eine andere Perspektive ein) zeigen, dass das Gremium bereit ist, „festgesetzte“ Strukturen zu verlassen. Wer hat denn ernsthaft die Sorge, dass „geistliches Leben“ anstrengend, schwer, nur was für Profis ist und überfordert? Der Hl. Ignatius lehrt: Der Geist Gottes ist leicht, kreativ, motiviert, führt ins Leben, gibt neue Ressourcen.

Beweglichkeit, Wille, Vertrauen, Trost

Diese vier Wörter können wir uns von Meister Ignatius in Erinnerung rufen lassen, wenn es uns Ernst ist damit, Mittel zu suchen um – ihn zitierend – „mit dem Herzen zu schmecken und mit Sanftheit das auszuführen, wovon die Vernunft diktiert, dass es zu größerem göttlichen Dienst und Ruhm führt.“ Damit es sich von Mal zu Mal durchsetze, dass es immer weniger heißt: „Es wurde abgestimmt und das Ergebnis war ...“ sondern „Der Heilige Geist und wir haben beschlossen.“

Wer nach Anleitung und Unterstützung für einen solchen Weg fragt, der sei auf den Gremien- und Teamkurs „Das Salz in der Gruppe“ der Gemeinschaft Christlichen Lebens (GCL) verwiesen [Informationen: www.gcl.de]. Dieser Kurs (6 Einheiten á 2 Stunden) führt zu einem akzentuiert geistlichen Tun einer Arbeitsgruppe. Die eingestreuten Inspirationen in diesem Text sind dem Kurs entnommen.

In leichter Abwandlung des Originalauspruchs soll noch einmal ein Wort des Hl. Ignatius die Sache nun zum Punkt bringen: „Die meisten Gremien ahnen nicht, was Gott aus ihnen machen könnte, wenn sie sich ganz auf IHN einließen.“ Nicht, dass wir in allen Gremien, denen ich angehöre, das schon ganz verinnerlicht hätten. Nein, auch wir üben noch.

Anmerkungen:

- Felix Genn: Es würde der Welt etwas fehlen – Pastorale Impulse aus dem Geist der Exerzitien. Echter 2008. In der Reihe „Ignatianische Impulse“.
- Dan Kimball: Emerging Church. Spiritualität und Gemeinde für neue Generationen. Gerth-Medien 2006.
- Diakonia. Internationale Zeitschrift für die Praxis der Kirche. Heft 1/2001: Zukunft der Gemeindeleitung. Herder-Verlag.
- Bernd Kriegesmann/Friedrich Kerka/Marcus Kottmann: Innovationen werden von Menschen gemacht – Neue Herausforderungen für die Kompetenzentwicklung. In: Spiritualität & Management. LIT-Verlag, 2007.
- Reinhard Feiter/Hadwig Müller (Hg): Was wird jetzt aus uns, Herr Bischof? Ermutigende Erfahrungen der Gemeindebildung in Poitiers. Schwabenverlag, 2010.
- Christian Hennecke: Glänzende Aussichten. Wie Kirche über sich hinauswächst. Aschendorff, 2010
- Paul M. Zulehner/Anna Hengersperger: Damit die Kirche nicht ratlos wird. Pfarrgemeinderäte für zukunftsfähige Gemeinden. Schwabenverlag, 2010.

Peter Kohlgraf

Welchen Jesus lernen unsere Kinder kennen?

Bemerkungen zu einem zentralen Thema

1. Auslöser für dieses Thema: eine (berechtigte?) Polemik

„Hat die Kirche heute noch den Mut, unpopuläre Wahrheiten zu verkünden? Selbst kirchenferne Journalisten werfen der katholischen Kirche in Deutschland immer öfter Profillosigkeit vor“, meinte ein Vertreter der Piusbruderschaft, der von einer „verwässerten Verkündigung“ in den letzten dreißig Jahren spricht, die ihre Früchte zeige.

„Das Glaubenswissen der Katholiken ist auf einem nie gekannten Tiefpunkt angelangt. Viele Gläubige wissen nicht einmal mehr, was die Kirche an Ostern oder Pfingsten feiert. Und das trotz regelmäßigem, vom Konkordat gesichertem Religionsunterricht an den Schulen.“

So lautet eine Meldung in kath.net vom 13. Februar 2009. Das Urteil, die Kinder lernten heute nichts mehr über ihren Glauben, wird aber nicht nur von den Piusbrüdern geäußert.

2. Ein Blick zurück

Es kann nicht darum gehen, der Schwarz-Weiß-Malerei eine andere entgegensetzen, wie dies vereinfachend mit der Einteilung „vor“- und „nach“-konziliar im Hinblick auf Unterricht und Verkündigungspraxis geschehen könnte. Rudolf Englert warnt etwa in seinem Beitrag über die sog. Materialkerygmatische Methode¹, die die

katechetische Landschaft in den 30er bis 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts prägte, vor einer solchen Vereinfachung¹.

Es wäre zu simpel gedacht, aus heutiger Sicht den Katechismus von 1955, der Frucht der Bewegung war, ausschließlich abwertend zu beschreiben. Denn die sog. Materialkerygmatische Bewegung war ihrerseits bereits der Versuch, sich von einer rein additiven und summarischen Weitergabe von Glaubenswissen nach neuscholastischer Methodik abzusetzen. Zwar hatten Theologen und Katecheten betont, dass eine Konzentration auf neue Verkündigungsmethoden allein noch keinen Weg aus den Schwierigkeiten der sog. „Glaubensweitergabe“ weisen könne und daher eine neue Wertschätzung der zentralen Inhalte des christlichen Glaubens angestrebt, daneben aber auch darauf verwiesen, dass die Vollständigkeit des Faktenwissens noch keinen wirklichen Glaubenszugang erschließe – ganz im Gegenteil. Die Vertreter der sog. Materialkerymatik stellten daher im Rahmen ihres Konzentrierungsversuches Christus und seine Reich-Gottes-Botschaft in das Zentrum ihrer Verkündigung. Von diesem Zentrum aus sollte sich der tiefere Zusammenhang aller weiteren christlichen Glaubensinhalte erschließen lassen.

Tatsächlich steht am Anfang des christologischen Kapitels des „Grünen Katechismus“ von 1955 die Reich-Gottes-Botschaft Jesu, seine Lehre, seine enge Beziehung zum Vater, sein Erbarmen mit den Menschen, das sich in seiner Hinwendung zu den Armen und Sündern und in seiner Lehre zeigt.²

Es folgen die Erklärungen zu den Eckdaten des Glaubensbekenntnisses: die Menschwerdung, das Leiden und die Auferstehung, die Himmelfahrt und die Wiederkunft Christi am Ende der Zeiten.

Im besonderen Interesse steht durchgängig seine göttliche Vollmacht, die ihn als Messias, als Sohn Gottes, als unfehlbaren Lehrer, als ganz Liebenden, als Gott und Mensch und als allumfassenden Erlöser ausweist. Dabei weiß er alles, und zeigt sich während seines ganzen Lebens und Sterbens als der souverän Handelnde.

Das Reich-Gottes erscheint im Ganzen als etwas Statisches, nicht als Ereignis³, die Evangelien dienen als Evangelienharmonie mehr der dogmatischen Unterfütterung, das Wesen Jesu wird weniger biblisch als vor dem Hintergrund der dogmatischen Reflexion beschrieben, der Kreuzestod ist ausschließlich Opfer, die Auferstehung nicht Auferweckung, sondern souveräner Akt Christi (mehr traditionell als biblisch gedacht). Später fielen für manchen Glaubenden die scheinbaren Sicherheiten wohl wie Kartenhäuser zusammen. Dennoch bleibt das wichtige Anliegen festzuhalten, Christus und seine Botschaft in den Mittelpunkt zu stellen und die Lebensrelevanz zu erweisen und zu vermitteln.

3. Der Sprung ins Heute

3.1. Richtlinien und Lehrpläne

Es macht nachdenklich, wenn die Kernbotschaft des Christentums wie von selbst mit „unpopulären“, d.h. unangenehmen Wahrheiten gleichgesetzt wird. Muss die Christusbotschaft, die Kindern und Jugendlichen nahe gebracht werden soll, nicht in erster Linie eine ansprechende Botschaft sein, die ihr Leben und ihre Fragen ernst nimmt, natürlich nicht ohne gegebenenfalls kritische Anfragen zu stellen? Diese Frage ist eine rhetorische, und tatsächlich sind alle heutigen Unterrichtsgrundlagen darum bemüht, die Wahrheiten des Christentums in eine positive Beziehung zu den Adressaten der Botschaft zu setzen. Korrelation ist ein entsprechendes Stichwort, das hier nicht näher erörtert werden muss. Dass ein solch selbstverständlich gewordener Begriff von Zeit zu Zeit erneut kritisch diskutiert wird und diskutiert werden muss, zeigen Debatten, wie sie etwa von Thomas Ruster⁴ angestoßen worden sind, der grundsätzliche Anfragen an die Korrelationsfähigkeit der biblischen Botschaft an die heutige junge Generation stellt. Dass es sich bei einer gelungenen Korrelation nicht um eine blanke Bestätigung handeln muss, sondern dass sie auch neue Fragen auslösen kann, ist selbstverständlich.

In neuerer Literatur wird folgerichtig der Korrelationsbegriff ersetzt durch andere, die stärker auf die Fremdheit der christlichen Botschaft verweisen.

So können „marginalisierte Inhalte“ der Tradition, zu denen möglicherweise auch Themen der frühchristlichen Theologen zählen, kritisch und „produktiv-befreiend“ thematisiert werden.⁵ Genauso reicht es nicht, Erfahrung und die damit verbundene Reflexion ausschließlich als intellektuellen Deutungsvorgang zu verstehen. Neben der Fremdheit der Erfahrung des Anderen muss ein „kommunikativ-handlungstheoretischer Erfahrungsbegriff“ hinzugezogen werden.⁶ Erst durch den handlungstheoretischen Ansatz wird der Erfahrungsbegriff wirklich geschichtlich und praktisch.⁷ Wer den Menschen im Hinblick auf seine Beschäftigung mit der Tradition nur als Rezipienten von Inhalten der Überlieferung betrachten würde, klammerte damit die Frage nach der Möglichkeit eines geschichtlichen Wirkens Gottes aus.

Bereits in den Richtlinien und Lehrplänen für das Fach Katholische Religionslehre für die Sekundarstufe I an Gymnasien tauchen Stichworte auf, die eine solche Handlungstheorie christologisch verankern und damit einen christologischen Erfahrungsraum eröffnen.

Der Katholische Religionsunterricht solle geprägt sein von der Annahme jedes Einzelnen, einem ganzheitlichen Bildungsansatz, dem Ernstnehmen der Erfahrungen und Fragen jedes einzelnen Schülers/Schülerin, dem Ernstnehmen der Welt und ihrer Gestaltung.⁸

Noch vor jedem inhaltlich zu besprechenden Thema sind damit Eckpfeiler genannt, die allesamt einen christologischen Grund haben. Gehen wir der Frage nach: Welchen Jesus lernen unsere Kinder und Jugendlichen kennen, müssen wir bei diesen Grundvoraussetzungen anfangen, denn in diesen Grundhaltungen wird ein bestimmtes Christusbild zwar möglicherweise nicht ausdrücklich, aber doch in den Haltungen und Methoden praktiziert. Bestimmte Grundhaltungen und

Methoden, die leicht als oberflächlich oder zu vordergründig abqualifiziert werden, sind schon gelebte Christologie, die den Kindern und Jugendlichen vermittelt wird. Daher lohnt es sich, sie ein wenig näher zu betrachten.

Punkte einer „praktizierten Christologie“:

- *„Jeder Mensch ist erwünscht“*

Mehrfach heißt es: „Vor Gott ist jeder Mensch erwünscht.“ Diese Erfahrung solle der Religionsunterricht vermitteln. Im Lehrplan wird diese Menschensicht ausdrücklich christologisch begründet. Christus selbst ist die personale Zuwendung Gottes zu jedem Menschen. So soll im Umgang zwischen Lehrenden und Lernenden diese christologische Grundlage in der bedingungslosen Annahme sichtbar werden, noch bevor sie in den eigentlichen Inhalten thematisiert wird und die Perspektive bestimmt. Dies ist keineswegs eine Allerweltsweisheit und keine Sozialromantik.

Zunächst liest sich die Forderung ähnlich harmlos wie etwa der Beginn von *Gaudium et Spes*:

„Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände.“

Damit ist ja nicht die banale Aussage getroffen, dass sich die Kirche plötzlich für die Menschen interessiert, was sie vorher nicht getan hätte. Vielmehr ändert sich die theologische Hermeneutik. Die Kirche kommt nicht mehr einfach mit zeitlos gültigen Wahrheiten, denen sich die alltägliche Praxis der Menschen irgendwie anzupassen habe. Die Welt selbst wird als theologiegenerativer Ort ernst genommen, und die Praxis der Menschen wird selbst zu einem Ort, an

dem Wahrheit sich ereignet. Was so harmlos klingt wie dann auch in den Richtlinien, setzt eine andere Hermeneutik der Lehre voraus und begründet einen anderen Unterrichtsstil und ein ebenso neues, an der Wirklichkeit der Welt und im Gespräch mit ihr zu erfahrendes und sich entwickelndes Wahrheitsverständnis.

„Wenn eine solche Atmosphäre den Unterricht bestimmt, bildet sie die Grundlage für eine ethische Erziehung, für Verantwortungsbewusstsein, Friedenspraxis und die Bewahrung der Schöpfung“, so formulieren die Richtlinien.⁹

Im Zusammenhang der Auseinandersetzung in Berlin um den schulischen Religionsunterricht bzw. Ethikunterricht Anfang 2009 („Pro-Reli!“) wurde in zahlreichen Leserbriefen und Politikerbeiträgen gerade diese Menschensicht dem Ethikunterricht und nicht dem konfessionellen Religionsunterricht zugesprochen, dem Religionsunterricht teilweise geradezu abgesprochen. Während der Religionsunterricht polarisiere, trage der Ethikunterricht zu einer Toleranz und Wertschätzung gegenüber allen Menschen, auch den Andersdenkenden und Andersgläubigen bei. Im Religionsunterricht würden Einstellungen bewertet, und es werde nicht das freie Denken gefördert. Das theologische und pädagogische Anliegen ist ein anderes. In der Erfahrung wirklicher Wertschätzung des Anderen als Anderem kommt die Christologie zum Tragen. Dabei kann es natürlich auch sein, dass der Lehrer Position beziehen und Kritik äußern muss, aber dies eben auch im Geist der Achtung vor dem Gegenüber.

Erst wenn diese christologische Motivation stimmt, kommt es zu einem Dialog, der den Namen verdient und nicht zu einer Belehrung, die den anderen instrumentalisiert.

Solch eine Annahme beinhaltet, wenn man sie christologisch fundiert, stets die Einladung zur Umkehr und zur Infragestellung selbstverständlicher Lebenshaltungen. In den Richtlinien kommt dieser Gedanke wohl etwas zu kurz.

- *Religiöse Erziehung als ganzheitliche Bildung*

Der Lehrplan spricht wiederholt von ganzheitlicher Bildung.

Der inkarnatorische Glaube ist die religionspädagogische Grundlage dafür, den Menschen mit Leib und Seele, als ganze Person und die gesamte geschöpfliche Wirklichkeit ernst zu nehmen. Die Autoren verweisen auf die Würzburger Synode¹⁰:

„Wie kein anderes Schulfach fragt der Religionsunterricht (...) nach dem Ganzen und nach dem Sinn des menschlichen Lebens und der Welt. Er erörtert die Antworten, die Menschen heute auf diese Fragen geben und die sie in der Geschichte gegeben haben und zeigt dabei Mensch und Welt in ihrem Bezug zu Jesus Christus im Licht des kirchlichen Glaubens und Lebens. Auf diese Weise leistet er Hilfe zur verantwortlichen Gestaltung des eigenen wie des gesellschaftlichen Lebens.“

Ganzheitlichkeit meint also den Blick für alle Facetten des menschlichen und gesellschaftlichen Lebens, und darüber hinaus die Sorge um die Entfaltung aller Möglichkeiten und Fähigkeiten der Kinder und Jugendlichen. Denken, Fühlen, Handeln sollen gleichermaßen angesprochen werden. Intellekt und symbolische Vorstellungskraft, Umgang mit Sprache und Bild, Handeln und Feiern sind Themen und Methoden des Religionsunterrichts. Der Unterricht vermittelt so (hoffentlich) eine Ahnung vom ganzheitlichen Anspruch des Religiösen und zeigt, dass dies kein Schreckbild, sondern eine positive Vision sein kann.

Dieser ganzheitliche Bildungsansatz durchzieht übrigens die Enzyklika von Papst Benedikt XVI. „Caritas in Veritate“¹¹. Der Papst fordert eine ganzheitliche Entwicklung des Menschen und meint damit die freie Antwort auf den Ruf Gottes zu Solidarität und Verantwortung. Ganzheitlich deswegen, weil der Mensch Gott kennenlernt, der seinen rein irdischen und diesseitsbezogenen Horizont aufreißt und so erst seine geschöpfliche Würde aufleuchtet. Der Papst kommt ausdrücklich auf die christologische

Grundlage eines solchen Verständnisses von Ganzheitlichkeit zu sprechen:

„Der Glaube setzt vielmehr einzig auf Christus, auf den jede echte Berufung zur ganzheitlichen menschlichen Entwicklung zurückzuführen ist“.¹²

Wenn man diesen christologischen, ganzheitlichen Charakter des Religionsunterrichts und der Pädagogik ernst nimmt, wird deutlich, dass es der Christologie entspricht, die ganze geschöpfliche Wirklichkeit zu thematisieren und als Ort des Anrufs Gottes wahrzunehmen. Christus wird vorgestellt als die mögliche Antwort auf alle entscheidenden Fragen des Lebens.

- Christus ist im einzelnen Schüler/Schülerin schon gegenwärtig

Kirchenväter sprechen vom „logos spermatikos“ und erkennen im Wahren, Guten und Schönen das Wirken des göttlichen Logos, der in der Fülle der Zeit Mensch geworden und das in allen Menschen Verborgene offenbar gemacht hat.

Die Menschwerdung des Logos enthüllt auch das Wesen des Menschen, woran ebenfalls das Direktorium für die Katechese erinnert.¹³ Die praktische Relevanz eines solchen Menschenbildes besteht darin, dass die christliche Pädagogik daran anknüpfend davon ausgehen kann, dass in demjenigen, der die Wahrheit sucht, Christus schon wirksam sein kann und nicht erst durch den Zeugen bei ihm ankommt.

Nicht nur die Kirche, der Verkünder oder der Religionslehrer ermöglicht dem Gesprächspartner eine Glaubenserfahrung, auch der Lehrer erfährt im Anderen die Wirklichkeit Gottes, insofern er mit den „Augen des Glaubens“ diese Begegnungssituation als Glaubens-Erfahrung deuten kann. In der Frage des Schülers, in seinem Thema, in seiner Suche nach Wahrheit und gelungenem Leben leuchtet Christus auf. Dabei kommt es zu einer gemeinsamen Wahrheitssuche, wo nicht nur Scheinsicherheiten auf Seiten des Schülers, sondern auch möglicherweise auf Seiten des

Lehrers aufgebrochen und entlarvt werden.¹⁴ Diese Möglichkeit nicht auszuschließen, entspricht wiederum den Vorgaben von „Gaudium et Spes“, denn wenn das wahrhaft Menschliche, das im Gespräch mit den Schülerinnen und Schülern aufscheint, wirklich auch das Anliegen des Lehrenden wird, dann wird es sein Denken auch anfragen und möglicherweise verändern.

Das alles ist praktische Christologie. Besser noch als die Vorstellung, die genannten Haltungen seien die Vorbedingung für das Erschließen der Inhalte, scheint das Bild vom Raum zu sein, den man schaffen muss, um innerhalb dessen die Inhalte glaubwürdig erschließen zu können. Sie sind kein Vorspiel, sondern notwendige Bedingung. Die ausdrücklichen christologischen Themen nehmen sich dagegen quantitativ fast bescheiden aus. Sie setzen historisch-kritisch biblische Schwerpunkte (Kennenlernen der Umwelt Jesu, der biblischen Bücher, motivgeschichtliche Untersuchungen in den Kindheitserzählungen, Beschäftigung mit den Auferstehungsberichten als Grundlagen christlicher Hoffnung), daneben aber auch Christus in den glaubenden Menschen in der Kirche, die ihn bezeugen und ihm nachfolgen : der gelebte, gefeierte und bezeugte Christus sind Beispiele expliziter Christologie im RU.

3.2. Kirchliche Richtlinien zu Bildungsstandards für den katholischen Religionsunterricht in den Jahrgangsstufen 5–10/ Sekundarstufe I (2004)

Anliegen

Die Verfasser der Richtlinien wollen länderübergreifende Bildungsstandards auch im Fach Katholische Religionslehre ermöglichen und evaluierbare Standards grundlegen. Dabei spielt nachprüfbares Wissen eine wichtigere Rolle als die oben benannten Grundlagen; trotzdem betonen auch die kirchlichen Richtlinien diese Haltungen, durch die allein das Unterrichtsziel erreicht

werden kann, auch Glaubensentscheidungen zu ermöglichen, die über ein reines Faktenwissen hinausgehen. Wenn religiöse Erziehung nicht Indoktrination sein will, muss sie gegenseitige Kommunikation sein, es darf nicht nur um ein Bescheidwissen gehen.

Inhalte

Wenn der RU auch im Hinblick auf die christologischen Inhalte wissenschaftspropädeutisch sein soll, sind die theologischen Prämissen auf ihre Stimmigkeit hin zu überprüfen.

- Christologie und Trinität

Das trinitarische Bekenntnis bildet in den Richtlinien den Ausgangspunkt, soll aber in erster Linie als Glaubenserfahrung Jesu und der pfingstlichen Kirche verstanden und vermittelt werden. Die Autoren verankern zu Recht die trinitarischen Wesensaussagen der Kirche in der religiösen Erfahrung und ermöglichen so eine sinnvolle Begegnung des Schülers mit den Aussagen des christlichen Credo. Trinitätslehre ist geronnene christliche Lebenserfahrung und Glaubenspraxis.¹⁵ Allerdings zeigt die Erfahrung, dass in der unterrichtlichen Praxis die Trinität nicht den Schlüssel theologischen Fragens ausmacht, sondern viel eher den Anhang an die Gotteslehre, die dann irgendwann auch trinitarisch geworden sei.

So bleibt es beim Lippenbekenntnis der Richtlinien, dass ohne trinitarisches Denken keine Christologie zu schreiben und zu vermitteln sei. In der Umsetzung ist die Trinitätstheologie eher ein Randphänomen des Nachdenkens.

Die vielen vordergründig lebensrelevanten Themen der Jugendlichen bleiben ohne expliziten Bezug zur Christologie oder zur Trinitätslehre. Gerade diese aber böte genügend Stoff der Reflexion, warum Themen der jugendlichen Lebenswelt theologische Themen sind und nicht nur Aufhänger. Die Christologie von „Gaudium et Spes“, die sol-

che mit der Praxis verflochtene und sich aus der Praxis ergebende ist¹⁶, harrt auch im RU noch der überzeugenden Rezeption.

- Jesus, der Christus, im Markusevangelium

Biblische Grundlage der Christologie den Richtlinien zufolge bilden vor allem das Markusevangelium und seine Christologie. Was bei Markus in einem großen Zusammenhang steht, wird im RU in thematische Kleineinheiten zersetzt, so dass der Schüler selten das ganze Bild sieht, sondern einzelne Mosaiksteine betrachtet und analysiert. Die Konzentration auf das Markusevangelium kann man selbstverständlich begründen. Es ist vom Umfang her das Überschaubarste, es ist nicht befrachtet von langen Reden und Reflexionen, sondern bleibt anschaulich und konkret. Für den Schüler bedeutet dies jedoch, dass er Texte anderer Evangelien immer aus dem Zusammenhang herausgenommen kennenlernt, etwa die Texte der Bergpredigt, oder dass er die Vielfalt der christologischen Erfahrungen, die sich im biblischen Kanon der vier Evangelien niedergeschlagen haben, von vornherein nicht umfassend reflektieren wird.

- Historisch-kritisches Wissen

Historisches Wissen über die Umwelt Jesu steht dann neben der detaillierten Kenntnis der Reich-Gottes-Botschaft in Wort und Tat. Überhaupt stellt das historisch-kritische Wissen einen erheblichen Teil der schulisch zu vermittelnden Christologie¹⁷. Jesus, der Mensch, steht vor der Reflexion des kirchlichen Glaubens an seine Gottessohnschaft. Hier spielt die theologische Differenz zwischen dem historischen Jesus und dem Jesus des Glaubens eine wohl erhebliche Rolle. Dogmatische Aussagen, christologische Wesensaussagen, Bekenntnisformulierungen spielen konsequentermaßen nur eine sekundäre Rolle. Das mag theologisch legitim sein, schließt aber andere neutestamentliche Christologien von vornherein aus. Es wird

neben Papst Benedikt XVI. auch andere Theologen geben, die dies kritisch sehen und eine größere Einheit zwischen dem irdischen und dem geglaubten Jesus sehen wollen¹⁸.

Schülerinnen und Schüler sollen die Grundbegriffe Sünde und Umkehr erklären können, sie sollen sowohl Motive der Nachfolge reflektieren als auch Gründe für die Ablehnung Jesu, wie sie das Evangelium schildert.

Passions- und Ostererzählungen sollen bekannt sein. Die Ostergeschichten sollen als Hoffnungsgeschichten und als Erfahrungen der frühen Kirche, die Christus im eucharistischen Mahl begegnet, verstanden werden.

An aktuellen Beispielen soll heutige Nachfolgepraxis durchbuchstabiert werden, und die Jugendlichen sollen befähigt sein, eine eigene Stellungnahme zu Jesus Christus zu formulieren.

Das Kirchenjahr lernen die Jugendlichen kennen als ständige Gegenwart Christi und als Feier seiner Lebensgeheimnisse.

Das ist eine ganze Menge an Fachwissen, wirklich einem christologischen Grundkurs nahekommend, wenn es denn so gelehrt wird. Am Ende kann der Vorwurf der Kritiker m.E. nicht so stehenbleiben. Schülerinnen und Schüler lernen im Blick auf die Person Jesu und seine Botschaft eine ganze Menge.

4. Wahrnehmungen und Fragen

Bestimmte Themen treten in den Hintergrund, etwa der johanneische Christus, die Lehre der Kirche über das Wesen Jesu als Sohn Gottes, wozu auch die Reflexion der Frage des Verhältnisses zwischen dem historischen Jesus und dem verkündigten Christus gehört, zunächst gleichgültig, wie man diese Frage abschließend theologisch beantwortet.

Nicht das Credo bildet den Rahmen, sondern eine bestimmte Konzentration auf den irdischen Jesus (des Markusevangeliums). Wo ist der paulinische Christus?

Wichtiger wird zunehmend der universale Anspruch des Christentums im Gespräch mit anderen Religionen. So wäre das Gespräch mit Andersgläubigen sicher eine wichtige

Ergänzung der Christologie. Könnten Kinder und Jugendliche, ja könnten Lehrerinnen und Lehrer gegenüber einem Moslem formulieren, was Christen über Christus glauben? Im Lexikon der Religionspädagogik aus dem Jahr 2001 weist Folkert Rickers darauf hin, dass es bis dato keinen didaktischen Entwurf für dieses Thema gegeben habe. Mittlerweile gibt es einzelne Unterrichtsversuche dazu, die im Wesentlichen auf dem Gespräch zwischen Schülerinnen und Schülern verschiedener Religionen beruhen und auf deren Austausch über ihr Jesusbild. Allerdings muss man feststellen, dass die eigentliche Wahrheitsfrage nicht berührt wird. Das interreligiöse Lernen besteht vorwiegend in der Suche nach Gemeinsamkeiten. Bezüglich der Person Jesu wird so womöglich die Kernfrage ausgeklammert¹⁹. In den Lehrplan aufgenommen ist das Thema m. W. nicht.

Vielleicht sind es schon fast wieder zu viele einzelne Inhalte, die Kinder und Jugendliche mit Christus in Verbindung bringen müssen? Gehen nicht angesichts der Verteilung auf die 6 Schuljahre (später 5 = G8) die Zusammenhänge verloren, so dass das Wesentliche am Ende aus dem Blick gerät? Es wundert einen nicht unbedingt, wenn Schülerinnen und Schüler vor lauter einzelnen Bäumen den Wald nicht mehr sehen.

Genauso wichtig scheint mir die Frage, inwieweit die christologischen Themen vermögen, die vorne dargestellte „praktizierte Christologie“ aufzuschlüsseln. Ebenso wichtig wie das Faktenwissen wäre es, zu zeigen, wie christologischer Glaube und Welt zusammenhängen, wie der geglaubte und erfahrbare Christus in den Fragen und Vollzügen der modernen Welt aufscheint. Es wäre wichtig zu zeigen, wie der Glaube an Christus das Verhalten gegenüber dem Anderen verändert, und das nicht nur, insofern Christus moralisches Vorbild, sondern inneres Lebensprinzip ist. Dies geschieht höchstens punktuell. Vielleicht scheut man sich davor, über alles sozusagen die „fromme Sauce“ zu gießen. So aber bleiben, anders als in Ansätzen von „Gaudium et Spes“ Christologie und aktuelle Themen unverbunden.

Keinesfalls erscheint die Christologie als roter Faden, Zentrum oder Schlüssel des christlichen Denkens und christlicher Welterfahrung.

Was die Zusammenhänge angeht, hatten es die Kinder früher leichter. Im Katechismus ist irgendwie alles miteinander verbunden und klar. Diese einfache und nicht zu hinterfragende Klarheit lernen die Kinder heute nicht mehr kennen. Das mag man kritisieren. Aber so einfach ist der christliche Glaube, wenn man ihn intellektuell durchdringen will, und dafür steht der Religionsunterricht ein, oft nicht. Und auch Christus und das Zeugnis der Hl. Schrift über ihn sind vielfältig, zum Teil widersprüchlich, reich an unterschiedlichen Erfahrungen. Das gilt noch mehr für die Tradition der Kirche. Bei aller Unterschiedlichkeit der Erfahrungen gibt es in der Christologie dennoch den roten Faden, das Verbindende.

Diesen zu suchen macht das christologische Lernen im Gymnasium nicht einfacher. Religionsunterricht basiert, so hat sich die Kirche heute entschieden, auf der Theologie und ihren Erkenntnissen. Aber wollte man Fragen ignorieren, wollte man Probleme und wissenschaftliche Erkenntnisse ignorieren, würde man der Lebenswirklichkeit der Jugendlichen auch nicht gerecht. Und das können letztlich auch die Kritiker des Religionsunterrichts nicht wollen.

- ² Vgl. Katholischer Katechismus der Bistümer Deutschlands (Freiburg i.Br. 1959) 41ff.
- ³ Vgl. H. Merklein, Jesu Botschaft von der Gottesesherrschaft. Eine Skizze = SBS 111 (Stuttgart (3) 1989) 59ff.
- ⁴ Vgl. Thomas Ruster, Der verwechselbare Gott. Theologie nach der Entflechtung von Christentum um Religion = QD 181 (Freiburg, Basel, Wien 2000).
- ⁵ Vgl. Bernhard Grümme, Vom Anderen eröffnete Erfahrung. Zur Neubestimmung des Erfahrungsbegriffs in der Religionspädagogik = RPG 10 (Freiburg, Basel, Wien 2007) 321.
- ⁶ Vgl. ebd. 233.
- ⁷ Vgl. ebd. 233.
- ⁸ Vgl. Lehrplan Kath. Religionslehre Sek. I. Gymnasium (1993=2005) 32.
- ⁹ S. 32.
- ¹⁰ Vgl. Lehrplan S. 33.
- ¹¹ Veröffentlichungen des Apostolischen Stuhls 186 (Bonn 2009).
- ¹² Caritas in Veritate, 18.
- ¹³ Vgl. Allgemeines Direktorium für die Katechese = Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 130 (Bonn 1997) Nr. 116.
- ¹⁴ Lehrplan 34.
- ¹⁵ R. Staats, Das Glaubensbekenntnis von Nizäa-Konstantinopel. Historische und theologische Grundlagen (Darmstadt 1996), bes. 306/18.
- ¹⁶ Vgl. Th. Gertler, Jesus Christus - die Antwort der Kirche auf die Frage nach dem Menschsein. Eine Untersuchung zu Funktion und Inhalt der Christologie im 1. Teil der Pastoralkonstitution „Gaudium et Spes“ des 2. Vatikanischen Konzils = Erfurter Theologische Studien 52 (Leipzig 1986), 27.
- ¹⁷ Vgl. F. Rickers, Art. Jesus von Nazareth, in: N. Mette, F. Rickers, Lexikon der Religionspädagogik 1 (Neukirchen-Vluyn 2001) 903/5.
- ¹⁸ Etwa K. H. Menke, Jesus ist Gott der Sohn. Denkformen und Brennpunkte der Christologie (Regensburg 2008) bes. 68ff.
- ¹⁹ Vgl. dazu die Aufsätze und Modelle in „Katechetische Blätter“ 6/2002.

Anmerkungen:

- ¹ R. Englert, Art. Materialkerygmantik, materialkerygmatische Bewegung, Erneuerung, in: N. Mette, F. Rickers (Hrsg.), Lexikon der Religionspädagogik 2 (Neukirchen-Vluyn 2001) 1297/1303, hier 1297.

Von der Not Firmbegleiter(-innen) zu finden

Impulse für ein Charismenorientiertes Firmbegleitungskonzept

Die gesellschaftlichen und beruflichen Herausforderungen, die enge zeitliche Taktung des persönlichen Lebens macht es zunehmend schwieriger, Firmkatecheten zu finden, die bereit sind, sich über einen längeren Zeitraum für die Begleitung einer Firmgruppe zur Verfügung zu stellen. Es sind Sätze wie: „Ich würde ja gerne, aber ich kann das zusätzlich zu meiner beruflichen Belastung einfach nicht leisten“ oder „Die wenige Freizeit, die ich habe, brauche ich, um mich zu erholen“, die die Situation anschaulich machen. Die genannten und andere Gründe, die angeführt werden, sind ernst zu nehmen. Ehrenamtliches Engagement darf nicht dazu führen, dass Menschen ausbrennen und ohne Rücksicht auf ihre eigenen Bedürfnisse zusätzlich Aufgaben übernehmen, die „eben gemacht werden müssen“.

Für die Ortsgemeinde, die kleinen Einheiten zumal, ist das oft eine schwierige Situation. Nicht selten werden Menschen bekümpft, oft sind es gerade die, die ohnehin schon Verantwortung übernehmen und denen es schwer fällt, nein zu sagen. Mit teilweise unverantwortlichen Folgen schultern sie die Last einer weiteren Aufgabe und gehen nicht selten bis an den Rand der Erschöpfung.

Die Frage, die im Raum steht, lautet also: Wie kann ein Firmkonzept aussehen, das Rücksicht auf die berufliche und familiäre Belastung nimmt und dennoch im Blick auf die Begleitung der Firmanden eine intensive Vorbereitung gewährleistet? Der vorliegende

Beitrag schlägt für die geschilderte Situation ein modular strukturiertes, Charismenorientiertes Firmbegleitungskonzept vor. Um Verwechslungen vorzubeugen: Es geht hier gerade nicht um ein Modell, in dessen Mittelpunkt Projekte stehen, aus denen die Jugendliche frei auswählen können.

Modular strukturiert meint vielmehr, dass die Zeit der Firmvorbereitung (4–6 Monate) in unterschiedliche, in sich abgeschlossene und dennoch prozesshaft aufeinander bezogene und aufbauende Module gegliedert wird, die sich teils über einen Zeitraum von ca. vier Wochen erstrecken können und teils einen Zeitraum umfassen, in dem intensiv gearbeitet wird (z.B. ein Wochenende im Kloster).

Charismenorientiert meint, dass die einzelnen Module von Menschen begleitet werden, deren Glaubensleben durch ein konkretes Charisma geprägt ist. Bevor diese Überlegungen praktisch ausgefaltet werden, ist diese Vorgehensweise theologisch zu begründen.

1. Charismen als inneres Moment des christlichen Zeugnisses

Christsein und Zeugnis gehören untrennbar zusammen. Diese Einsicht trifft den Lebensnerv von Kirche. Kirche als Gemeinschaft der Glaubenden wäre nicht denkbar ohne Menschen, die durch ihre konkrete Weise Mensch und Christ zu sein, die Gegenwart Jesu Christi in der Welt bezeugen. Sie stehen, ganz gleich, ob sie im amtlichen Auftrag handeln, in Gremien mitarbeiten oder ob sie in ihrem persönlichen Lebensentwurf den Glauben an Jesus Christus leben und innerlich ergreifen, für die bleibende Vergegenwärtigung der „Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes, unseres Retters“, die in Christus Jesus erschienen ist (Tit 3,4).¹

In der Kirche als Gemeinschaft der Zeugen gibt es viele Gnadengaben aus dem einen Geist (vgl. 1 Kor 12,1–11), die sich nun auch auf das Zeugnis selbst auswirken und in dieses hineinwirken. Der Modus des Glaubens

und damit des Zeugnisses ist so verschieden, wie es die Menschen sind. Für die Initiation ins Christsein bedarf es schon dieses Grundprinzips der christlichen Existenz wegen immer vieler Zeugen, die auf je unterschiedliche Weise Impulse setzen und Beziehung anbieten, damit der junge Mensch, der wachen Sinnes fühlt, hört und sieht, den Mut hat, ein entschieden Glaubender zu werden.

Um es konkret zu machen: Jeder Mensch hat bedingt durch seine Biographie einen eigenen, unverwechselbaren Zugang zum Glauben an Christus. Gewiss, in der Mitte der christlichen Existenz steht immer die Christusbeziehung, aber diese Beziehung entfaltet sich im konkreten Leben in ganz unterschiedlichen Bezügen.

Es gibt Menschen, die sich in der Mitte der Kirche, in Amt, Gremien oder anderen Leitungsaufgaben aus ihrem Glauben heraus für die Kirche engagieren und die Botschaft Jesu in der Nähe zu den Menschen glaubwürdig bezeugen. Andere haben die Hinwendung zum Menschen vielleicht zum Beruf gemacht und vergegenwärtigen hier implizit wie explizit die Zuwendung Jesu zu den Menschen.

Wieder andere entfalten ihre Beziehung zu Christus im Einsatz für Gerechtigkeit und im Einsatz für Menschen am Rande der Gesellschaft. Anderen ist es gegeben, ihrem Glauben musikalisch, plastisch oder literarisch Ausdruck zu verleihen. Und wieder andere engagieren sich aus ihrem Glauben heraus für die Bewahrung der Schöpfung. Das alles und vieles mehr ist Zeugnis, in dem Christus, der dem Einzelnen zum Freund wurde, sich einprägt in dessen unverwechselbares Leben.

Anders gesagt, es gibt nicht das Zeugnis des christlichen Glaubens, es gibt nur das Zeugnis, das an der spezifischen Weise des Mensch- und Christseins des Einzelnen hängt.

Das Charismen orientierte Firmbegleitungskonzept baut auf dieser Einsicht auf. Glaubende, die ihr Charisma leben und aufgefördert sind, von dem zu reden, was ihr Herz erfüllt, sind immer authentisch.

2. Zeugnis und Echtheit

Wenn das Ziel einer gelingenden Firmvorbereitung die Bestärkung des individuellen Glaubens und des je eigenen Lebensentwurfs des Jugendlichen ist, dann ist es sinnvoll, wenn er nicht nur einen oder zwei Firmbegleiter hat, sondern im Laufe seiner Firmvorbereitung mehreren glaubwürdigen Zeugen begegnet, die ihren je eigenen Zugang zu der Wirklichkeit Gottes leben und in ihrem konkreten Lebensentwurf bezeugen. Zwei Gründe sprechen für diese Vorgehensweise:

Zum einen ist die Begegnung mit unterschiedlichen Glaubenszeugnissen für die Firmanden Voraussetzung, um selbst ermutigt zu werden, den Glauben nicht nur einfach zu übernehmen, sondern ihre eigene Geistbegabung zu entdecken, sie im Glauben an Christus zu ergreifen und sie in das eigene Handeln zu integrieren. Zum anderen kommt dieses Konzept den einzelnen Firmbegleitern entgegen, weil nicht jeder, der sich in der Firmvorbereitung engagiert, gewissermaßen Experte sein muss, um den Glauben unter allen Gesichtspunkten zu beantworten.

Es gibt viele Menschen, die es sich nicht zutrauen, die Beweggründe ihres Glaubens unterweisend weiterzugeben, aber in ihrem konkreten Tun in hohem Maße authentisch sind und gerade für junge Menschen auf diese Weise faszinierende Vorbilder sein können.

Anders gesagt: Wenn der einzelne Firmbegleiter in diesem modularen Konzept seine Glaubenserfahrungen im Kontext seines biographischen Zugangs thematisiert, braucht man sich um Echtheit und Glaubwürdigkeit nicht zu sorgen. Wichtig ist, dass die Module die Grundvollzüge von Kirche abdecken, d.h. dass sich Menschen finden, die glaubwürdige Zeugen für die gottesdienstliche, diakonische und verkündigende Praxis der Kirche sind.

Die Leitungsverantwortlichen der jeweiligen Ortsgemeinde sind hier gefordert, die Charismen zu entdecken, Menschen zu ermutigen und entsprechend zu integrieren.

Ein wichtiger positiver Nebeneffekt besteht auch darin, dass in den Ortsgemeinden eine neue Aufmerksamkeit für die Vielfalt der gelebten Charismen entsteht. Und schließlich ist die Wahrnehmung des Charismas des Einzelnen implizit auch ein Zeichen der Anerkennung und Wertschätzung. Erste Erfahrungen mit dem Konzept zeigen, dass sich die angesprochenen Personen auf ihre Aufgabe freuen, weil sie sich diese Thematik nicht mühsam aneignen müssen, vielmehr aus dem Vollen schöpfen können.²

Was aber ist nun davon zu halten, dass das personale Angebot nicht kontinuierlich aufrechterhalten wird? Gibt es nicht Prozesse, die auf diese kontinuierliche Begleitung angewiesen sind? Diese Fragen dürfen nicht einfach übergangen werden. Dennoch scheint eine den ganzen Zeitraum der Firmvorbereitung abdeckende Präsenz der Person eines Firmbegleiters verzichtbar, wenn ein abschließendes Modul Raum für die intensive Auseinandersetzung mit dem Glauben und entsprechenden persönlichen Gesprächsangeboten schafft. Hier ist z.B. an „Firmexerzitien“ zu denken, die über einen Zeitraum von vier Wochen Firmanden zu einer bewussten Entscheidung für Christus begleiten. Im Übrigen ist ein Übergangmanagement von einem Modul zum anderen sinnvoll und erstrebenswert. Das heißt, es wird nach Abschluss des Moduls jeweils ein Begegnungsraum eröffnet, wo Rückblick und Ausblick zugleich erfolgen. Hier kann es sinnvoll sein, dass es einen Verantwortlichen gibt, dessen Aufgabe allein darin besteht, diese Übergänge zu moderieren. Selbstverständlich wird man hier auf die Bedürfnisse der jungen Menschen eingehen und ggf. auch Rücksicht nehmen, das aber ist letztlich eine Frage der Prozesssteuerung, die hier nicht weiter vertieft werden kann.

Damit ist bereits die Praxis berührt. Der letzte Abschnitt möchte, der Zielsetzung des Beitrages entsprechend, einige Impulse für die Umsetzung geben und exemplarisch einige Module nennen, sowie deren jeweilige Zielsetzung kurz beschreiben.

3. Skizze einer modularisierten Firmvorbereitung

3.1 Religionspädagogische und geistliche Voraussetzungen

3.1.1 Organisatorische Überlegungen

Um dieses Konzept umsetzen zu können, bedarf es einer geistlichen Steuerungsgruppe, die zunächst miteinander überlegt, welche Charismen in der konkreten Ortsgemeinde sichtbar oder auch verborgen da sind. Es geht hier um einen geistlichen Prozess, der im Wechsel von Erzählen, Nachdenken und Hinhören die geistlichen Impulse verspürt, die durch das Leben einzelner in die Gemeinschaft hinein ausstrahlen.

Es liegt auf der Hand, dass die personelle Struktur der Module letztlich so unterschiedlich sein wird, wie es die Menschen und jeweiligen landschaftstypischen Prägungen sind. Das Modul „Schöpfung“ hängt z.B. stark an den konkreten Gegebenheiten vor Ort, die in einem Weinbaugebiet andere sind als im Gebirge oder an der Nordsee, und auch die biographischen Zugänge der einzelnen Moduleiter/innen variieren hier stark.

Der geistlichen Steuerungsgruppe kommt die Aufgabe zu, den gesamten Prozess zu initiieren, aus den erkennbaren Charismen eine Modulabfolge zu entwickeln und schließlich die einzelnen Module zu vernetzen.

Bereits in dieser geistlichen Steuerungsgruppe werden Charismen wirksam, die für den gesamten Prozess wichtig sind. Zu denken ist hier an Gaben, die es ermöglichen, in einer kommunikativen Weise das Ganze im Blick zu behalten, Prozesse einfühlsam zu erspüren und zu begleiten, Menschen für eine Sache gewinnend anzusprechen und zu begeistern. Um nur ein Beispiel zu geben: Eine Aufgabe, die ein spezifisches Charisma erfordert, wäre die geistliche Begleitung bzw. Moderation der Gruppenprozesse. Wichtig wäre dieses Charisma bei diesem modularen Modell beispielsweise, um die Übergabe von einem Modul zum anderen in

einer geistlichen und wertschätzenden Atmosphäre zu gewährleisten.

3.1.2 Die Abfolge der Module als Ermöglichung eines geistlichen Prozesses

Die Module sollten so geplant und angelegt sein, dass sie im Leben der Teilnehmenden einen geistlichen Prozess initiieren. Unabhängig von den Inhalten der einzelnen Module ist es sinnvoll, den Jugendlichen ein Element des geistlichen Lebens vorzuschlagen, das sie zu einer persönlichen Gottesbeziehung hinführt. Dieses Element könnte z.B. der ignatianische Tagesrückblick sein. Am Abend vor dem zu Bett Gehen noch einmal den Tag Revue passieren lassen, Gott das Erlebte bittend und dankend in die Hände geben. Es ist nicht viel, aber wenn es gelingt, die jungen Menschen zu diesem kleinen Schritt zu motivieren, den eigenen Blick nach innen zu wenden, dann eröffnet sich ein Begegnungsraum, der in die Tiefe wirkt.³

Die einzelnen Module eröffnen andere geistliche und menschliche Erfahrungsebenen, dabei wäre darauf zu achten, dass die Moduleiter/innen in der ihnen *entsprechenden* Weise mit den jungen Menschen *geistlich* (Gebetsimpulse, biblische Impulse, Hinführung zur Stille ...) unterwegs sind.

Die Abfolge der Module ist variabel, ich schlage allerdings vor, am Ende der Vorbereitungszeit auf die Firmung einen vierwöchigen Glaubenskurs (Firmexerzitien) anzubieten, der den geistlichen Prozess bündelt, auf die Feier der Firmung fokussiert und in der Weise einer geistlichen Begleitung die jungen Menschen zu einer reifen Glaubensentscheidung begleitet.

Was die methodische Ausgestaltung der Module angeht, so ist darauf zu achten, dass die einzelnen Module handlungsorientiert Erfahrungs- und Beziehungsräume eröffnen. Damit ist bereits die Praxis berührt. Der letzte Abschnitt möchte der Zielsetzung des Beitrages entsprechend einige Impulse für die Umsetzung geben und exemplarisch einige Module nennen sowie deren jeweilige Zielperspektive kurz beschreiben.

3.2 Module in Auswahl

3.2.1 Liturgie (6 Wochen)

Dieses Modul bietet eine persönliche Hinführung zu Liturgie und Gottesdienst. Es kommen nicht nur Fakten zur Sprache. Der Katechet spricht über seinen Zugang zu Liturgie und Gottesdienst, über die Bedeutung der persönlichen Beziehung zu Christus, die Weisen der Begegnung und über die Kraft und Hoffnung, die er aus der gottesdienstlichen Feier in der Gemeinde schöpfen kann. Er gestaltet gemeinsam mit den Jugendlichen liturgische Feiern, in denen deutlich wird, dass auch das gottesdienstliche Geschehen alle Sinne anspricht. Die methodische Umsetzung kann sich an vorliegenden und gängigen Entwürfen orientieren, wichtig bleibt aber, dass der Katechet seinem eigenen Herzensanliegen Raum geben kann.

3.2.2 Leben spüren (4 Wochen)

Dieses Modul beabsichtigt, die jungen Menschen mit ihrem konkreten Leben spürbar in Kontakt zu bringen. Das heißt nun nicht zuerst, etwa wie im Religionsunterricht, Lebens- und Glaubenthemen zu diskutieren, sondern Raum zu schaffen, damit *innere Bilder* Ausdruck gewinnen können.

Denkbar ist vieles. Hier nur ein Vorschlag, um die Richtung wenigstens anzudeuten. Die Jugendlichen gestalten während dieses Moduls handwerklich einen Gegenstand ihres Glaubens. Das kann ein Kreuz sein oder was auch immer dem Einzelnen einfällt. Durch die Arbeit am Gegenstand, die möglichst in einer meditativen, ruhigen Atmosphäre erfolgen sollte, kommen die Teilnehmer mit sich selbst in Kontakt. Der Gegenstand kann in der Liturgie der Firmung durchaus eine Rolle spielen. Hier sind nun Katecheten gefragt, die eine solche Arbeit anleiten können und denen gerade die Arbeit mit den Händen von tiefer Bedeutung für ihr Glaubensleben ist.

3.2.3 Expedition (2-3 Tage)

Dieses Modul sieht vor, gemeinsam mit den jungen Menschen Orte aufzusuchen, die schon von sich aus himmelwärts weisen. Das können Klöster sein, aber auch Projekte, in denen Menschen sich aus dem Glauben heraus sozial engagieren. Nicht wenige Gemeindeglieder pflegen den Kontakt zu geistlichen Gemeinschaften und Orten. Tief angeührt von der benediktinischen, franziskanischen oder einer anderen Tradition vermögen sie Brücken zu bauen und durch ihren persönlichen Zugang Türen zu öffnen, die sonst verschlossen blieben.

3.2.4 Schöpfung (4 Wochen oder Wochenende)

Dieses Modul beabsichtigt, den jungen Menschen eine Schöpfungserfahrung zu ermöglichen. Die Umsetzung ist sicher von der jeweiligen Jahreszeit abhängig. Jedenfalls geht es darum, sich bei einem Wochenende oder bei wöchentlichen Treffen in der freien Natur zu bewegen, durch Wahrnehmungsübungen aufmerksam zu machen auf die Vielfalt und Schönheit der Schöpfung und zugleich zu ermöglichen, die allgegenwärtige Bedrohung zu spüren, die von menschlichem Fehlverhalten ausgeht.

Für viele gläubige Christen ist die Schöpfung, die Natur, ein wesentlicher Ort ihrer Gotteserfahrung. Es gilt also Menschen anzusprechen, die sich aus dem Glauben heraus für die Schöpfung engagieren und bereit sind, über ihre Erfahrungen zu sprechen und die jungen Menschen an ihrer Schöpfungserfahrung teilhaben zu lassen. Denkbar sind, je nach Jahreszeit, Wahrnehmungsübungen, Impulse zu Vogelstimmen, Kräutern, das gemeinsame Erwandern von Aussichtspunkten, aber auch Baumpflanz- und Bachputzaktionen u.a.m.

3.2.5 Musik (4 Wochen oder Wochenende)

Dieses Modul steht für einen eigenen Zugang zur Wirklichkeit. Musik vermag in

vielen Facetten Menschen von innen her zu berühren. Selbst zu musizieren ist eine eigene Möglichkeit, in den Ausdruck zu kommen. Wer musiziert, ist immer auch mit sich selbst und den eigenen Affekten in Kontakt. Es gibt in jeder Gemeinde Vollblutmusiker, die begeistern können und deren spezifisches Charisma hör- und erfahrbar ist.

3.2.6 Glaubenskurs/Firmexerziten (4 Wochen)

Dieses Modul sollte im unmittelbaren Vorfeld des eigentlichen Firmgottesdienstes liegen. Nach dem Modell von Exerzitien im Alltag werden die Jugendlichen angeleitet, ihr Leben auf Christus zu beziehen und dazu hingeführt, „Gott in allen Dingen zu suchen und zu finden“ (Ignatius von Loyola).⁴ Die Begleitung eines solchen Kurses erfordert die Erfahrung mit geistlichen Prozessen, hier sind also vor allem Menschen angesprochen, die eine Ausbildung zum geistlichen Begleiter absolviert haben oder selbst genügend Erfahrung mit geistlicher Begleitung haben.⁵

3.2.7 ...

Diese Auflistung ist nicht abgeschlossen und möge als Impuls an dieser Stelle genügen, denn faktisch geht es in der Praxis nur darum, Charismen zu entdecken und weitere Module zu kreieren oder die genannten mit dem eigenen, spezifischen Zugang zu Mensch- und Christsein zu füllen. Oder noch einmal anders gesagt: Es geht darum, den Jugendlichen einen Glauben vorzuschlagen, der biographisch situiert wachen Sinnes die Wirklichkeit Gottes im eigenen Leben erspürt und ergreift.

Anmerkungen:

¹ Vgl. zum systematischen Begriff des Zeugnisses den Beitrag des Verfassers: J. Kittel, Geistliche Leitung in katholischen Jugendverbänden, in: GuL 76 (2003) 171-181, hier: 174-178.

- ² Um erste Erfahrungen mit dem Konzept machen zu können, wird es sinnvoll sein, das modulare, Charismen-orientierte Konzept parallel zu den überkommenen Formen anzubieten, um anschließend die Erfahrungen entsprechend zu evaluieren und es sukzessive den Bedürfnissen der konkreten Ortsgemeinde anzupassen.
- ³ Vgl. hierzu den Vorschlag in: J. Kittel, Magnifikat - Ein Glaubenskurs für Jugendarbeit, Firmvorbereitung und Schulpastoral. Düsseldorf 2009.
- ⁴ Vgl. zur ignatianischen Jugendspiritualität den Beitrag des Verfassers: J. Kittel, Ignatianische Experimente, in: Katechetische Blätter 130 (2005) 69-73.
- ⁵ Folgende Veröffentlichungen des Verfassers bieten ein bereits ausgearbeitetes Modell, um einen Glaubenskurs mit Jugendlichen durchzuführen: J. Kittel, Magnifikat - Experiment Beten: Gebete für Jugendliche und junge Erwachsene. Düsseldorf 2006; zum Buch gibt es seit 2009 auch ein praxiserprobtes Konzept für einen Glaubenskurs: J. Kittel, Magnifikat (s.Anmerkung 3).

Petro Müller

„Die Apostolizität der Kirche“

Zum Studiendokument der Lutherisch/Römisch-katholischen Kommission für die Einheit

Der zweite Ökumenische Kirchentag (ÖKT) in München im letzten Jahr hat offenkundig die Ökumene neu beflügelt. Nachbesprechungen und Evaluationen dieses Großereignisses haben vielerorts Zustimmung und Freude über das Gelingen dieses ökumenischen „Event“ gezeitigt. In seiner Abschlussrede bescheinigte der katholische Präsident des ÖKT Alois Glück der Ökumene - in Anspielung auf die schlechte Witterung -, dass sie „wetterfest“ sei.

Zugleich wurden in vielen Podien und Gesprächskreisen immer wieder konkrete Fortschritte angemahnt, damit die Kirchen einander näherkommen. Tatsächlich hat sich die katholische Kirche mit dem Ökumenismusdekret des Zweiten Vatikanischen Konzils verpflichtet, das Ziel der sichtbaren Einheit im Auge zu behalten. Dieses Ziel muss immer wieder neu anvisiert werden. Wie weit die Erfolge der Dialoge schon reichen, hat Kardinal Walter Kasper vor seinem Ausscheiden als Präsident des Päpstlichen Rates für die Einheit der Christen mit seinem Buch „Harvesting the Fruits - Die Früchte ernten“ (London 2009) nachgewiesen.

Gerade theologische Dialoge finden in der Wahrnehmung vieler Mitchristen häufig im Verborgenen statt. Ihre zukunftsgerichteten Ergebnisse erreichen selten eine breite Öffentlichkeit, bleiben eher im fachspezifischen Diskurs, können aber dennoch Früchte tragen.

Auch das Studiendokument „Apostolizität der Kirche“ zählt zu dieser Kategorie. Es ist

bestenfalls in Fachkreisen bekannt geworden, birgt aber unbedingt für die bilaterale Ökumene zukunftssträchtige Inhalte.

Vielleicht schrecken auch manche potentiellen Leser zurück, da das Dokument recht umfassend ist - immerhin 213 Textseiten. Man kann aber an dieser Stelle schon sagen: Die Lektüre lohnt sich. Ja, es kommt sogar Freude beim Lesen auf, denn die Kommission, die das Dokument erarbeitet hat, hat exegetisch ausgesprochen sauber und systematisch klar gearbeitet. Gerade weil das Studiendokument „Die Apostolizität der Kirche“ ein Fachdokument ist, das theologische Hintergrund-Kenntnisse braucht, kann es theologisch Interessierten und Versierten Spaß machen, sich hinein zu vertiefen. Auch das ökumenische Anliegen, mit diesem Text dem Amtsverständnis und seiner apostolischen Grundlegung gemeinsam näher zu kommen, trägt dazu bei, das theologische Interesse zu steigern. Da sich aber dennoch viele aus Zeitgründen scheuen, die Lektüre Abschnitt für Abschnitt zu wagen, mag vorliegender Artikel dazu beitragen, kurz und bündig einen Überblick zu gewinnen über die Genese des Dokuments, seinen Aufbau, die wichtigsten Inhalte, die Methode und eine einordnende Bewertung.

Zur Genese

Das Dokument „Die Apostolizität der Kirche“ (AK) ist das Ergebnis der vierten Runde des internationalen lutherisch/römisch-katholischen Dialogs. Es steht damit in der Kontinuität der bisherigen Dialoge. Die international besetzte Kommission¹ nahm 1995 unter dem neuen Namen „Lutherisch/Römisch-katholische Kommission für die Einheit“ ihre Arbeit auf. Katholischerseits wurde sie zunächst von Walter Kasper geleitet (1995–2001), dem damaligen Bischof von Rottenburg-Stuttgart; später vom polnischen Erzbischof Alfons Nossol (2002–2006). Lutherischerseits hatte der ungarische Bischof Béla Harmati den Vorsitz inne.

Anfangs wurden neben dem Thema „Apostolizität“ auch ethische Fragen angeschnitten sowie jene nach der Übereinstimmung in der Eucharistie. Bald stellte sich jedoch die Komplexität der Themenbereiche heraus, sodass sich die Kommission sinnigerweise auf die „Apostolizität“ konzentrierte. Das Ergebnis nach neun Jahren gemeinsamer Arbeit wurde 2006 zuerst in englischer Sprache, drei Jahre später auf Deutsch veröffentlicht.

Zum Aufbau und Inhalt des Dokuments

Das Inhaltsverzeichnis präsentiert vier große Kapitel:

Teil I: Die Apostolizität der Kirche - Neutestamentliche Grundlagen

Teil II: Das apostolische Evangelium und die Apostolizität der Kirche

Teil III: Apostolische Sukzession und ordinationsgebundenes Amt

Teil IV: Kirchliche Lehre, die in der Wahrheit bleibt.

Gerade der Untertitel „neutestamentliche Grundlagen“ ist im Teil I gut nachvollziehbar. Umfangreich und gründlich werden neuere exegetische Ergebnisse rezipiert. Die Kommission setzt voraus, dass entsprechende Schrifttexte in ihrer Komplexität für sich selbst sprechen und man nicht auf die ältere Methode angewiesen sei, sie nur als „Beweistexte“ heranzuziehen (vgl. AK, Einleitung, S. 14). Damit vermeidet man bewusst eine Art „Steinbruchexegeese“. Die Gesprächspartner wissen sich der Normativität des Zeugnisses der Hl. Schrift gemeinsam verpflichtet, auch wenn verschiedene Auslegungs- und Rezeptionstraditionen der Bibel konstatiert werden (vgl. AK 3f).

Der neutestamentliche Ausgangspunkt jeglicher Apostolizitäts-Vorstellung ist die „Nachfolge Jesu und die Sendung der Zwölf“ durch den irdischen Jesus (vgl. 1.2) sowie die endgültige und universale apostolische „Beauftragung durch den auferstandenen

Christus und die Verheißung des Heiligen Geistes" (vgl. 1.3). Wie vielschichtig sich der apostolische Dienst aus dieser Ursendung in der Schrift niederschlug und entsprechend unterschiedliche, schon in neutestamentlicher Zeit verschiedene kirchliche Strukturen und Formen des Amtes ausbildete, zeigen die Abschnitte 1.4 und 1.5. Gleichmaßen lässt sich neutestamentlich bei aller Betonung der Einheit in Vielfalt hindurch das Bemühen um die „lebendige Tradition“, um Treue zum apostolischen Zeugnis und um ein „Bleiben in der Wahrheit“ beobachten (vgl. 1.6).

Das theologische Fazit der exegetischen Befunde stellt dann - wie folgt - das Kontinuum der Apostolizität fest: „Das Neue Testament spricht auf verschiedene Weise von ‚denen, die Apostel genannt werden‘, doch diese verschiedenen Weisen konvergieren darin, dass sie alle die grundlegende Rolle der Apostel betonen" (AK 63). Die anfängliche Verkündigung der Apostel, die Gründung der Kirche auf deren Evangelium und „die lebendige Erinnerung an diesen Ursprung sollte niemals aufhören, uns zu tragen und zu stärken" und so fortgeführt werden, dass „das Zeugnis der apostolischen Zeit aufrechterhalten" bleibt und „zu jeder Zeit und an allen Orten neue Zeugen berufen und ausgesandt werden" (ebd.).

Aufbauend auf diesen neutestamentlichen Grundlagen wird das Thema „Apostolizität" in den drei folgenden Kapiteln in drei Richtungen entfaltet, im Teil II als *Wesensmerkmal der Kirche* aus dem Glaubensbekenntnis, im Teil III als *Merkmal des kirchlichen Amtes* und in Teil IV als *entscheidende Eigenschaft von Lehre und Lehramt in der Kirche*, damit diese in der Wahrheit des Evangeliums bleibt.

Das Schema dieser drei Kapitel folgt dem gleichen Muster: Zuerst wird kurz ins Einzelthema eingeführt, danach jeweils in einer „biblischen Orientierung" exegetisch und themenspezifisch nachgehakt, um die spezifische systematische Fragestellung biblisch zu verorten. Dann folgt ein Blick in die

Kirchen- bzw. Theologiegeschichte, um einen Überblick der Entwicklung von der Väterzeit bis ins Heute zu bieten.

Die Einleitung vermerkt, dass diese „Überblicke über die Jahrhunderte zwischen der apostolischen Zeit und dem Ausbruch der Reformation" mehr sein wollen „als eine reine historische Beschreibung"; sie sind vielmehr für beide Kirchen „eine gemeinsame Geschichte der Entwicklung von Lehre und Kirchenordnung" (AK Einleitung, S. 14). Es schließen sich die einst kontroverstheologischen lutherischen und katholischen Positionen aus der Reformation und der Zeit des Konzils von Trient an, wobei ein besonderes Gewicht auf jenen theologischen Entwicklungen liegt, die einen Neuzugang zur konfessionellen Annäherung oder gar zu einem Konsens ermöglicht haben.³ Es fällt auf, dass für diese Neuansätze das II. Vatikanische Konzil unentbehrlich war und ist - entsprechend umfassend werden seine Dokumente zitiert.

Vom schlüssigen Aufbau her mündet jedes der drei Einzelthemen in einen Abschnitt „Ergebnisse" (2.6; 3.6; 4.6), in dem jeweils die erreichten Gemeinsamkeiten bzw. Übereinstimmungen und die noch bestehenden Unterschiede differenziert werden.

Diese Ergebnisse seien hier kurz referiert: Bezüglich der Apostolizität als *Wesensmerkmal der Kirche* (Teil II) ist beiden Konfessionen die Überzeugung gemeinsam, dass „Jesus Christus seine Apostel als autorisierte Zeugen seiner Auferstehung gesandt hat" (AK 147), dass die Kirche jederzeit apostolisch ist, da das apostolische Zeugnis sowohl ihr „normativer Ursprung" also auch ihr „dauernder Grund" ist (AK 148) und dass durch diese tradierte apostolische Botschaft jederzeit Menschen durch den Glauben zur Rechtfertigung finden (vgl. AK 151). Beide Seiten anerkennen einander „das Vorhandensein der Apostolizität" in der jeweiligen Tradition „auf einer fundamentalen Ebene" (AK 160), was durch die verbleibenden Unterschiede (Ordinationsverständnis,

Bischofsamt und Schriftinterpretation; vgl. AK 162) nicht verneint wird.

Was die Apostolizität als *Merkmal des kirchlichen Amtes* (Teil III) angeht, ist das Ergebnis in 3.6 zusammengefasst. Ausdruck der Apostolizität - das wird gemeinsam festgestellt - ist „wesentlich das ordinationsgebundene Amt“, das „selbst Amt in apostolischer Nachfolge sein“ muss (AK 270). Schon durch die Taufe haben alle „an Christus Glaubenden“ Anteil am „Amt Christi“ (AK 273) - die ordinierten Amtsträger haben zudem „eine besondere Aufgabe innerhalb der ganzen Kirche“ (AK 274). Außerdem sagen Katholiken und Lutheraner gemeinsam, dass sich Amt und Amtsträger messen lassen müssen am Verkündigungsdienst in Wort und Sakrament, der „Grundaufgabe und Intention des ordinationsgebundenen Amtes“ als „öffentliche(r) Dienst am Wort Gottes“ ist (ebd.); dass das Amt von Gott gestiftet der Gemeinde gegenüber und zugleich in der Gemeinde steht und dass es für das Sein und Werden der Kirche notwendig ist (vgl. AK 275f). „Ordination ist ihrem Wesen nach Einführung in den Dienst der ganzen Kirche“, ein lebenslanger Dienst am Evangelium. Er wird von Christus selbst erwirkt und geschieht unter Gebet, Handauflegung und Herabrufung des Hl. Geistes (AK 277). Amt ist grundsätzlich „Dienst am Evangelium“, welches den Menschen „konkret in der Verkündigung und in den Sakramenten der Kirche“ begegnet (AK 278). Es gliedert sich seit den Anfängen der Kirche auf regionaler und lokaler Ebene. Diese Ausdifferenzierung wird als notwendig erachtet, auch wenn sich das Studierendokument bewusst die Ausgestaltung des Amtes offen hält (vgl. AK 279), was v. a. wegen der unterschiedlichen Wahrnehmung überlokaler Episkope auf lutherische Seite nötig erscheint. Gleichwohl - gerade in der Weiterentwicklung seit dem gemeinsamen Dokument „Das geistliche Amt in der Kirche“ (1981) - lässt sich nun gemeinsam sagen, „dass die *episkope* auf zwei verschiedenen Ebenen, dem der Gemeinde und auch überregional ausgeübt werden muss“ (AK 280).

In AK 281-287 werden dann noch einige kontroverse und nicht kontroverse Unterschiede dargestellt, um schließlich in AK 288-293 eine „ökumenische Perspektive angesichts dieser Differenzen“ zu entwickeln. Diese rezipiert die Gemeinsame Erklärung der Rechtfertigungslehre (GER), deren Unterzeichnung im Jahr 1999 auch eine gegenseitige Anerkennung des ordinationsgebundenen Amtes in der Kraft des Heiligen Geistes seinen Dienst erfüllt“ und in „Kernfragen des Glaubens die Treue zum apostolischen Evangelium“ bewahrt sei (AK 288).⁴

Das Dokument regt an, einen „differenzierenden Konsens“ in der „Lehre vom Amt oder den Ämtern“ herbeizuführen, da die Übereinstimmungen mehrfach gegeben seien: Die Kirche sei apostolisch aufgrund des apostolischen Evangeliums und bleibe diesem treu; alle Getauften und Glaubenden hätten am Amt Jesu Christi teil; das ordinationsgebundene Amt sei wesentlich für die Kirche wegen der öffentlichen Evangeliumsverkündigung in Wort und Sakrament; es sei als Dienst an der Einheit regional und lokal gegliedert. Ein solcher differenzierender Konsens in der Ämterlehre würde eine wechselseitige Anerkennung der Ämter trotz ihrer unterschiedlichen Gestalt ermöglichen, da „man so viel Gemeinsamkeit in ihnen entdeckt“ (AK 292) und aufgrund des vorrangigen Wirkens des Hl. Geistes, der „die bestimmten Formen“ übersteigt, der „Grundsinn des Amtes“ jeweils verwirklicht sei (AK 293).

Teil IV hält in 4.6 als Ergebnis für die Apostolizität als *entscheidender Eigenschaft von Lehre und Lehramt* um der *Wahrheit des Evangeliums* willen drei gemeinsame grundlegende Glaubensüberzeugungen und drei Themen des differenzierten Konsens fest.

Die drei gemeinsamen Glaubensüberzeugungen betreffen das Evangelium von der Gnade Gottes in Jesus Christus (AK 432), was schon in der GER ausgedrückt wurde: Zum einen verdanken die Gläubigen allein dem

Heilshandeln Gottes in Christus das neue Leben und die vergebende, neu schaffende Barmherzigkeit sowie das Geschenk des Glaubens (mit Verweis auf GER 17 und 36). Dieses Evangelium wird - zum zweiten - durch die Kirche weiterverkündet, denn sie steht „zu allen Zeiten unter dem Imperativ, Gottes Wort von der rettenden Wahrheit in kontinuierlicher Sukzession zu bewahren“ (AK 433). Die Quelle dazu ist - drittens - die Hl. Schrift als „Quelle, Regel, Richtschnur und Kriterium der Richtigkeit und Reinheit der Verkündigung der Kirche, der Ausarbeitung ihrer Lehre wie auch ihrer sakramentalen und pastoralen Praxis“ (AK 434). Die Lehre der Kirche hat also für beide Dialogpartner nur diesen einen Grund.

Die drei Themen versöhnter Verschiedenheit lassen sich aus der Perspektive eines angestrebten „differenzierten Konsenses“ als nicht kirchentrennend aussagen. Sie betreffen die Gewichtung und den Umfang des Kanons der Hl. Schrift (AK 436-441), das Verhältnis von Schrift und Tradition (AK 442-448) und die Frage der Notwendigkeit des Lehramts in der Kirche, das jedoch als öffentliches Lehren jeweils auf unterschiedlichen Ebenen (AK 449-453) und innerhalb eines Netzwerkes unterschiedlicher Bezugsinstanzen des Wortes Gottes (AK 454-457) wahrgenommen wird. Insgesamt ist der Dienst der Lehre bzw. das Lehramt - trotz unterschiedlicher Sichtweisen - in seinen konstruktiven und kritischen Funktionen (AK 458-460) „ein notwendiges Mittel, durch das die Kirche in der Wahrheit des Evangeliums Christi gehalten wird“ (AK 458).

Zur Methode

Obwohl die Methode - wie bei der GER - den differenzierten bzw. „differenzierenden“ Konsens im Blick hat (vgl. AK 138-143), ist mit dem Dokument dieser Konsens in Fragen der Apostolizität (Teil I & II), der apostolischen Sukzession und des ordinationsgebundenen Amtes (Teil III) und schließlich der Bedeutung der kirchlichen Lehre bzw. eines

kirchlichen Lehramtes (Teil IV) keineswegs erreicht. Das Dokument bietet nämlich keinen ausformulierten Konsens. Man kann sich sogar fragen, wohin es eigentlich zielt: Liegt das Gewicht mehr auf dem Differenten oder doch mehr auf einem herbeizuführenden Konsens?

Zurückhaltend könnte man eher von einer „Zwischenbilanz“ sprechen⁵ - also von einem wesentlichen, schwergewichtigen Schritt auf dem Weg zu einem differenzierten Konsens. Entsprechend einer ökumenischen Hermeneutik, die sich einer größeren oder gar sichtbaren Einheit, respektive der „vollen Gemeinschaft“ beider Kirchen (Nr. 429), verpflichtet weiß, legt das Studiendokument ausführlich das neutestamentliche sowie das theologische- und dogmengeschichtliche Material in Fragen der Apostolizität, der apostolischen Sukzession und schließlich des Lehrens und des verbindlichen Lehramtes der Kirche vor.

Eindeutiges Ziel (so schon AK 69) ist es, Anhaltspunkte zu finden, „die es unseren Kirchen heute erlauben, den apostolischen Charakter der Partnerkirche, mit der sie gegenwärtig nicht in voller Gemeinschaft stehen, im Dialog anzuerkennen“ - die „breite Übereinstimmung“ soll also aufgezeigt werden.

Deutlich wird dieser gehbare Weg der Annäherung auch in AK 145, wo eine Gliederung die dann anschließenden Ergebnisse zum Thema „Apostolizität“ (146-164) zusammenfasst:

Man will (als Ergebnis von Teil I und II) „(1) Grundlegende Glaubensüberzeugungen bezüglich der Apostolizität der Kirche, die uns im Glauben gemeinsam sind“ schildern; „(2) Gemeinsamkeiten im Verständnis, die wir erkannt haben“ aufzeigen und (3) Unterschiede benennen, „die gründlicher erforscht werden müssen mit Blick auf ihre Versöhnung“ und klären, „ob sie noch kirchentrennende Wirkung haben“. Dies zeigt eindeutig den Zwischenbilanz-Charakter mit einer Zielrichtung auf Versöhnung.

Der gleichen oben erwähnten Methodik entspricht die Aufstellung der Ergebnisse zu den Teilen III und IV: Zur *apostolischen Sukzession* und zum ordinationsgebundenen Amt werden „Gemeinsamkeiten“, „Unterschiede“ und die „ökumenische Perspektive angesichts dieser Differenzen“ aufgewiesen, zur *wahrheitsgebundenen, kirchlichen Lehre* die „gemeinsame grundlegende(n) Glaubensüberzeugungen“ und die „Themen vermöhnter Verschiedenheit“.

Will man diesen Zwischenbilanz-Charakter in ein Bild fassen, könnte man sagen: Man erkennt hier die Früchte des Dialogs, sie sind eindeutig gewachsen, aber noch nicht reif zur Ernte.

Eine Bewertung aus katholischer Sicht

Um es vorweg zu sagen: Es gibt eine klare Verständigung im Dialog zwischen Katholiken und Lutheranern über die Apostolizität und die apostolische Sukzession. Sie liegt in der apostolischen Tradition als *personaler* Weitergabe des Evangeliums durch die Zeit.

Die auf Jesus Christus zurückgehende Sendung, den Aposteln das Evangelium anzuvertrauen und dieses zu verkünden, ist immer eine *personale Sukzession*. Die Verkünder sind jeweils eine konkrete Gestalt der kirchlichen Tradition.

Wie im bilateralen Dokument auf Bundesebene „*Communio Sanctorum*“ (2000)⁶ kommt im Studiendokument das Zusammenwirken der verschiedenen Bezeugungsgestalten des Wortes Gottes in der Kirche ins Spiel. Dabei wird der Gemeinschaft der Kirche und darin der Gemeinschaft der Bischöfe als Zeichen der Evangeliums-Treue eine besondere Bedeutung eingeräumt. Es gibt nämlich einen wesentlichen, inneren und geordneten Zusammenhang, der sich - trotz des Gestaltwandels des Amtes im Laufe der Kirchengeschichte - letztlich göttlicher Stiftung verdankt (vgl. AK 276).

Apostolizität, Sukzession und *Communio* werden in einem gemeinsamen engen Zusammenhang gesehen, der offensichtlich unauflöslich ist. Er gehört zur „Grundstruktur“ des Amtes (vgl. AK 290). „Die Treue zum apostolischen Evangelium hat also das Præ in dem Zusammenspiel von *traditio*, *successio* und *communio*. Die innere Ordnung jener drei Aspekte der apostolischen Sukzession ist von großer Bedeutung“ (AK 291).

Gab es bisher lediglich die einseitige Anerkennung katholischer Ämter von lutherischer Seite und nicht umgekehrt, so überrascht jetzt die Aussage (in AK 291): „Wenn man nun von der Übereinstimmung der Bischöfe als entscheidendem Zeichen der Apostolizität spricht, kann man katholischerseits jene *episkopoi* aus dem Kreis derer nicht ausschließen, deren Übereinstimmung nach katholischer Auffassung Zeichen für die Apostolizität der Lehre ist.“ Das löst in gewisser Weise eine ökumenische Befriedigung aus und zugleich die Hoffnung auf eine katholische Anerkennung der lutherischen Ämter, auch wenn dieser Weg noch nicht zu Ende gegangen ist.

Jedenfalls gelingt es dem Dokument, wichtige Übereinstimmungen im Verständnis der Kirche als *apostolischer* Kirche hervorzuheben. Insgesamt nennt man eine Reihe von Elementen, die zu einer größeren Gemeinsamkeit zwischen beiden Kirchen in Sachen Apostolizität führen (z.B. in AK 117-122 für die katholische Seite). Der Durchbruch ist das noch nicht.

Aus dem Blickwinkel der Zwischenbilanz bzw. der „unreifen Früchte“ besteht dennoch die Chance, durch eine weitere Vertiefung der angeschnittenen Fragen und der schon größeren Schnittmengen zu einem wirklich differenzierten Konsens zu gelangen.

So kommt m.E. die Frage nach der Gestalt oder Struktur der Kirche neu in den Blick. Gelebte Gemeinschaft und lebendiges Zeugnis des Evangeliums gehören zusammen. Aus

katholischer Sicht ist für die Apostolizität die Communio-Struktur der Kirche wesentlich, ihre sakramentale Gestalt, die sich gerade in einer engen Verwobenheit von Kirche, Verkündigung, Eucharistie, gemeinsamem Priestertum⁷ und Amt zeigt. Es geht entsprechend um das „Wie“ der Gestalt, das den Gehalt sichtbar macht.

Wolfgang Thönissen schreibt deshalb zu Recht: „Das Studiendokument legt nahe, dass das eine Wesen der Apostolizität in verschiedenen Gestalten verwirklicht sein kann, welche sich dann gegenseitig anerkennen können. Diese Lösung würde jedoch die Einmaligkeit und Universalität der einen Kirche Jesu Christi und deren sakramentales Wesen in Frage stellen. Die Frage der gegenseitigen Anerkennung der Ämter in apostolischer Nachfolge klären zu wollen, bedarf daher einer sorgfältigen systematisch-theologischen Argumentation. Wenn man sich auf die im ökumenischen Dialog inzwischen geläufige Denkfigur von ‚Grund und Gestalt‘ einlässt, ist zunächst davon auszugehen, dass Grund und Gestalt des kirchlichen Amtes nicht gegeneinander ausgespielt werden dürfen. Die Frage ist freilich, wie unterschiedliche Gestaltungen der Ämter der Einheit der Kirche Jesu Christi in einer konkreten sichtbaren Gestalt Ausdruck verleihen können. Die Zusammengehörigkeit beider Aspekte macht nach katholischem Verständnis das sakramentale Wesen der Kirche und des Bischofsamtes aus. Insoweit kann die Antwort auf diese Frage nicht die einer völligen Freigabe jeglicher Formen von Ämtern sein.“⁸ Dennoch ist W. Thönissen der Meinung, dass in diesen Fragen ein differenzierter Konsens erreichbar wäre, zumal sich die am ökumenischen Dialog beteiligten Kirchen in ihrem Bekenntnis gemeinsam zur Apostolizität der Kirche bekennen.

Abschließend soll noch etwas zum „Ort“ gesagt werden, wo das Studiendokument steht.

Kardinal Kasper stellte es in einem Interview von seiner Bedeutung her in eine

Reihe zwischen die GER und seine eigene Publikation „Harvesting the Fruits“/„Die Früchte ernten“, in der die Ergebnisse der bedeutendsten vier bilateralen Gespräche seit dem II. Vatikanum mit Lutheranern, Reformierten, Anglikanern und Methodisten verzeichnet sind. Auf die Frage, ob die katholische Kirche nach der GER ihre Hausaufgaben gemacht habe, antwortete er: „Wir sind gemeinsam dieser Aufgabe nachgekommen; das kann ja nicht nur von katholischer Seite aus gehen. Es ist jetzt ein sehr umfangreiches Dokument zusammen mit dem Lutherischen Weltbund erschienen über die Apostolische Sukzession, also den zentralen Punkt, der uns unterscheidet. Da sind ganz schöne Schritte nach vorne gemacht worden.“⁹

Diese „schönen Schritte nach vorne“ gilt es festzuhalten. Das Dokument „Die Apostolizität der Kirche“ wird als Zwischenbilanz gebraucht, um hoffentlich bald in diesen entscheidenden Fragen zu einer Bilanz zu kommen, etwa einer „Gemeinsamen Erklärung zum Amt“.

Damit steht eine Option nach vorne, eine echte Perspektive. Ob unterm Strich dann insgesamt mehr steht, hängt davon ab, wie viel noch gemeinsam erarbeitet wird und ob die Erträge rezipiert werden.

Unreifen Früchten wünscht man, dass sie durch Sonne, Regen und gärtnerisches Können reifen dürfen. Das „Ernten“ der „Früchte“ im Sinne der Fragen von Apostolizität, Amt und Lehrautorität steht noch aus, aber es ist unverzichtbar für einen differenzierten Konsens und die sichtbare Einheit der Kirche.

Anmerkungen:

- ¹ Zu den Mitgliedern vgl. AK, S. 217f.
- ² The Apostolicity of the Church, Study Document of the Lutheran-Roman Catholic Commission on Unity, Minneapolis 2006. – Die Apostolizität der Kirche. Studiendokument der Lutherisch/Römisch-katholischen Kommission für die Einheit, Paderborn/Frankfurt a. M. 2009. Beide Versionen der Studie, im Folgenden mit AK abgekürzt, sind gleichermaßen als Originalversionen des Textes anzusehen. Zitiert wird nach der deutschen Ausgabe und nach Abschnitten.
- ³ Von vornherein werden bestimmte Themen bewusst ausgeklammert: die Fragen der Frauenordination und des Papstamtes; vgl. AK Einleitung, S. 15f.
- ⁴ Insgesamt wird auf die GER an vielen Stellen verwiesen (z.B. in AK Einleitung, S. 13f, AK 142. 146. 167. 288. 382. 432), sodass man durchaus von einer Rezeption der GER in AK sprechen kann.
- ⁵ So auch W. Thönissen, Die Apostolizität der Kirche. Das Studiendokument der Lutherisch/Römisch-katholischen Kommission für die Einheit. In: Cath (M) 63 (2009) 16–26, hier: 16.
- ⁶ Communio Sanctorum: Die Kirche als Gemeinschaft der Heiligen. Bilaterale Arbeitsgruppe der DBK und der Kirchenleitung der VELKD, Pb/F 2000.
- ⁷ Explizit wird die Würdigung des gemeinsamen Priestertum in der kath. Kirche erwähnt in AK 236–238.251.
- ⁸ W. Thönissen (s. Anm. 7): Cath (M) 63 (2009) 25.
- ⁹ „Da wurden Felsbrocken weggeräumt.“ Gespräch mit Kard. Walter Kasper, in: Neue Stadt, Oktober 2009, 4–7, hier: 6.

Literaturdienst

Thomas Ruster: Glauben macht den Unterschied. Das Credo. Kösel-Verlag, München 2010, 224 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag, 17,95 Euro.

Wer eine komplexe Thematik inhaltlich gut durchdrungen hat, der kann auch einfach und verständlich darüber sprechen und schreiben. Diesen Eindruck hatte der Rezensent bei der Lektüre des vorliegenden Buches über das Credo, in das Thomas Ruster, Professor für Systematische Theologie und Dogmatik in Dortmund, den Ertrag seiner „ganzen bisherigen theologischen Existenz“ (S. 219) hat einfließen lassen. Am Ende des Buches nennt er einige Personen mit Namen, denen er in seinem theologischen Denken viel zu verdanken hat; auf einen wissenschaftlichen Apparat hat er jedoch verzichtet. Ruster ist es somit nicht um ein im engen Sinn wissenschaftliches Werk gegangen, sondern er hat „eine kurze und ... allgemein verständliche Darlegung des christlichen Glaubens“ (ebd.) schreiben wollen.

Tatsächlich gelingt es dem Autor, den inneren Gehalt der einzelnen Glaubenssätze aufzuzeigen und sie heutigen Lesern anschaulich nahe zu bringen, ohne in die beiden Extreme einer vagen religiösen Mythologisierung oder eines Fundamentalismus zu verfallen. Immer wieder stellt er zu Themen wie Natur, Wirtschaft, Kapitalismus, Finanzwesen, Nord-Süd-Konflikt einen Bezug her, der die Lebensrelevanz der alten christlichen Glaubensaussagen aufweist. Auch wenn der eine oder andere Vergleich als etwas weit hergeholt scheint (auf S. 94 vergleicht er etwa die Sünde des ersten Menschen mit der des ersten Autofahrers), leuchten viele seiner Beispiele unmittelbar ein. Inhaltlich legt er einen deutlichen Akzent auf die sakramentale Grundstruktur der Kirche (vgl. S. 165–177). Kunstvoll skizziert er mit wenigen Strichen die konfessionellen Unterschiede am Beispiel der Eucharistie (S. 180–185), unorthodox sind hingegen seine Überlegungen über die Zukunft des Amtes in der Kirche (S. 174f.). Rusters Ausführungen enden mit einem existentiellen Lobpreis eigener Art, der Aussagen des Credos zu einzelnen Psalmversen in Beziehung setzt (S. 211–217).

In Zeiten, in denen es bei vielen Menschen an tradiertem Glaubenswissen fehlt und es für sie weder innere Plausibilität noch Lebensrelevanz besitzt, tut eine auf Einsicht zielende Elementarisierung der „essentials“ des Glaubens not. Durch seine erfrischende Sprache vermag dieses Buch die Verkündigung zu inspirieren. Es kann der privaten geistlichen Lektüre

dienen; aber auch theologische Gesprächskreise in unseren Gemeinden finden in diesem Buch viele inspirierende Anregungen.

Philipp Müller

Georg Gänswein, Martin Lohmann (Hg.), Katholisch. Wissen aus erster Hand, Rheinbach/Freiburg: CMZ- und Herder Verlag, 2010, 368 S., ISBN: 978-3-87062-116-1, 19.95 Euro.

Nachdem in der Epoche nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil das Modell der tridentinischen Katechismen endgültig vergangen war, bleibt das Desiderat eines kompakten „Handbuchs des katholischen Glaubens“. Die beiden auf der Rückseite des Werkes im Brustbild präsentierten Herausgeber haben sich mit 55 weiteren Autoren (S. 352-357), unter denen sich sowohl der neue Kardinal Reinhard Marx von München-Freising als auch Osnabrücker Theologie-Professorinnen befinden, dieser Aufgabe zustellen versucht. Als „gänzlich neues Glaubenskompendium“ will das handliche Buch „Wissen aus erster Hand bieten“ bereit stellen und weist dazu im Anhang (8.) neben einem Bibelstellen-, Personen- und Sachregister auch ein nach Stichworten (Advent bis Weihe) orientiertes allgemeines Literaturverzeichnis (S. 342-350) auf. Die insgesamt 59 Autorenartikel sind in sechs Kapiteln „katholisch“ angeordnet, d. h. von 1. Kirche bis 6. Bibel. Unter der nicht ganz unproblematischen Überschrift „Alltagspastoral für Laien“ (so nur im Inhaltsverzeichnis) sind im 7. Kapitel Grundgebete, Kirchenlieder und Hinweise zu Kirchengebäuden zusammengestellt. Diese Kapitelthemen finden sich jeweils auf der rechten Seite in der Fußzeile angeführt. Acht ganzseitige Bilder der christlichen Kunst vom Mittelalter bis zur Gegenwart werden von Kerstin Clasen gut und verständlich gedeutet. Die beiden Herausgeber versuchen in ihrer Einleitung „Was ist katholisch?“ die „Weite, Freiheit, Fülle und Reinheit des Glaubens“ zu skizzieren. Wie das Umschlagbild der Römischen Peterskirche anzeigt, wird hierunter zuerst die römisch-katholische Kirche unter dem deutschen Papst Benedikt XVI. verstanden. Die mit Marginalstichworten ausgestatteten Artikel, die in der Einzelverantwortung der Autoren stehen, wollen in einer für jedermann verständlichen Sprache „Leben und Selbstverständnis der katholischen Kirche“ verdeutlichen. Dazu werden die weiteren Themenfelder Gemeinde/Pfarrei (2. u. a. mit Sexualität und Partnerschaft), Glaube (3. u. a. mit Spiritualität) sowie Gottesdienst (4.) und Kirchenjahr (5.) mit in der Regel drei- bis fünfseitigen Artikeln (jeweils mit kleinem Autorenportrait) abgehandelt. Ohne in diesem Rah-

men die Artikel in einer Einzelanalyse vorstellen und würdigen zu können, ist die Konzeption des Werkes gelungen und überzeugend. Beispielsweise im einleitenden Abriss der Geschichte des Christentums spricht H.-J. Scheidgen in dem eurozentrisch betrachteten Katholizismus bei den aktuellen Krisen- und Reizthemen zumindest die sog. Missbrauchsfälle ausgewogen an. Was vordem in der Epoche der Volkskirche im 20. Jahrhundert unter „Religiöser Volkskunde“ erforscht wurde, versucht Herbert Haslinger unter dem Begriff „Volksreligiosität“ methodisch zu aktualisieren (S. 271-277). Mit der Zielsetzung, dem beklagten Schwund des Glaubenswissens abhelfen zu wollen und wieder Mut zu machen, ist dem Band auch nach dem Weihnachtsgeschäft 2010 eine gute Rezeption zu wünschen.

Reimund Haas

Gerhard Dane: DIR wollen wir singen. 52 Chorandachten Musikverlag, Musikverlag Dr. J. Butz, Bonn; BuB 11. ISBN 978-3-928412-11-7. Preis: 12,00 Euro, ab 10 Expl. 10,00 Euro, ab 20 Expl. 8,00 Euro)

Seit einigen Jahren treffen sich die Stadt- und Kreisdekanatspräses für Kirchenmusik im Erzbistum Köln mit dem Diözesanpräses Wolfgang Bretschneider zum Austausch. Eine Frucht dieser Treffen dürfen wir jetzt ernten: Gerhard Dane, Präses im Rhein-Erftkreis legt uns ein Buch mit 52 kurzen Chorandachten vor. Die Struktur dieser Andachten ist immer gleich: nach einer kurzen Einleitung in den Zusammenhang des Textes wird zunächst ein Abschnitt aus der Bibel vorgestellt, der - so schreibt Gerhard Dane in seiner Gebrauchsanweisung - „unser Singen beseelen und begründen hilft“. Nach einer angemessenen Stille folgt „ein Gebet, das den biblischen Text aufgreift und versucht, etwas davon in unsere Situation zu übertragen.“ Danach gibt es Vorschläge zu einem Lied oder anderer musikalischer Ausgestaltung, die aber immer ohne großen Aufwand möglich ist. Wer Gerhard Dane kennt und ihn schon einmal erleben durfte, der weiß, dass der „Versuch, etwas in unsere Situation zu übertragen“ immer sicher gelingt. In seiner ihm eigenen aphoristischen Art und seinem liebevoll-zugewandten Umgang mit Sprache trifft er ‚den Nagel stets auf den Kopf‘ und weiß, ‚die Zeichen der Zeit zu deuten‘. Das Gebet zu Psalm 66 soll hierzu als Beispiel dienen: ‚Du, wir leiden oft an Gedächtnisschwund. Was uns heute fehlt, beklagen wir, was gestern geschenkt war, ist schnell vergessen. Israel, dein erstes Volk, lebt aus der Erinnerung an deine rettende Taten, um Kraft zu haben für Gegenwart und Zukunft. Herr, in unserer

Muttersprache ist „er-innern“ so ein schönes Wort! Leite uns an, von außen nach innen zu nehmen, was uns leben hilft, was gestern und was damals war jetzt zu Herzen zu nehmen. So werden wir einander erzählen können, wie wir dich erleben durften in unserer Zeit, wie du uns am Leben erhalten hast. Lass uns dich loben, leise und laut, du unser Ursprung, du unser Ziel.“

Mehr als die Hälfte der Bibelstellen ist dem Buch der Psalmen entnommen. Das wundert nicht, kann man doch mit den Psalmen einen Ausdruck für fast jede Lebenssituation finden. Ein Inhaltsverzeichnis und ein Stichwortverzeichnis „Themen im Chor und im Jahreskreis“ am Ende des Buches helfen, eine solche Chorandacht problemlos und schnell für eine bestimmte Situation passend auszuwählen. Aber es ist sicher auch möglich, einfach mit irgendeiner Andacht zu beginnen und sich dann quer durch das Buch zu bewegen. Wenn sich Chöre darauf einlassen können, dann werden sie bald vom „Mehrwert des Kirchenchores“ (und damit ist natürlich jede Form des kirchlichen Chores gemeint!) erfahren. Und umgekehrt wird das Singen und die Musik verankert in dem, der eigentlicher Urgrund und Schöpfer unseres Seins und Tuns ist. So kann das Buch im ganzen Chor genutzt werden. Aber natürlich ist es auch ein ideales Geschenk für Sängerinnen und Sänger, die damit zu Hause einen Moment der Ruhe und Einkehr erfahren können. (Leider kommt es zum Cäcilienfest 2010 zu spät, aber bitte merken Sie es für das nächste Jahr vor!) Ich möchte Gerhard Dane für dieses Buch danken, dass – so weit ich es sehen kann – in seiner Art einmalig ist und dem ich von Herzen eine weite Verbreitung wünsche!

Michael Koll

Gerhard Dane, im Garten kannst du Gott begegnen. Ein spirituelles Erlebnissbuch. Don Bosco Medien GmbH München 2010, ISBN 978-3-7698-1834-5, 107 Seiten.

Eher selten dürfte es geschehen, dass derselbe Autor innerhalb eines Jahres zwei ganz unterschiedliche Veröffentlichungen auf den Markt bringt, die beide als höchst gelungen und anschaffenswert bezeichnet werden müssen. So folgt auf die Besprechung der Chorandachten diejenige eines „spirituellen Erlebnissbuches“ – wie der Untertitel sagt – zum Thema Garten.

Wer hier Seichtes oder rein Ästhetisierendes erwartet, wird bei der Lektüre des Büchleins, das ob seines Formats, seiner Bebilderung und seines Layouts in die Hand zu nehmen und darin zu blättern bereits Lust macht, eines Besseren belehrt. Gerhard Dane, ein mit

großer Leidenschaft zur Heiligen Schrift wirkender Seelsorger wie Gärtner aus Leidenschaft, verbindet Garten-, Lebens- und Glaubenserfahrung und bringt in seinen Reflexionen den Tod der eigenen Eltern und damit das Thema Sterben ebenso unter wie die Liebe mit ihren beglückenden Empfindungen als auch deren Perversion und Zerstörung in Form von Vergewaltigung, die das Buch Daniel im 13. Kapitel in Gestalt einer Gartenerzählung thematisiert.

Das zuletzt genannte Beispiel bringt die besondere Eigenart dieser hortologia theologica zum Ausdruck: Den prägnanten, und damit eben nie geschwätzig oder trocken belehrenden thematischen Hin- und Ausführungen zu den Einzelaspekten, die aus dem gegebenen Leitmotiv Garten abgeleitet werden, werden in kaum vermuteter Fülle biblische Passagen zugeordnet, zweimal auch Texte aus der christlichen Tradition: Augustinus und Franz von Assisi im Zeugnis seines Mitbruders Leo, später auch noch Papst Benedikt XVI. und Petrus Chrysologus. Kostbare Beete ganz eigener Art sind die zwischenein gepflanzten Gartengebete, deren Zahl schließlich durch ein Psalmenflorilegium sowie ein eigenes Kapitel mit weiteren Gebeten aus der Feder des Autors ergänzt wird und ein Schatzkästlein für das eigene Beten darstellt.

Bei Dane werden Gärten tatsächlich zu – wie er sie selbst einmal nennt (S. 7) – „Fundorten Gottes“, ob als „Gärten meines Lebens“ – eine persönliche „tour de jardin“ von der Wiege bis zur irgendwann bereit stehenden Bahre – oder als „Gärten der Bibel“, zu denen nicht nur der unvermeidliche „Garten Eden“ gehört, sondern auch etwa der „Garten der Bewährung“ oder der „Garten der Angst“, und schließlich in den schon erwähnten Gartengebeten. „Theologische Nachgedanken“ unter der Überschrift „Gott im Garten“ beschließen dieses Büchlein, das man von vorne nach hinten lesen, dessen Texte man aber auch auswahlweise meditieren und beten kann und das sich schlussendlich auch als Materialbuch verwenden lässt, um Anregungen, Bilder und Zitate in seelsorgliches Handeln und Sprechen mitzunehmen. So lohnt sich die Anschaffung beruflich, privat und als „Gartengabe“ zum Verschenken.

Gunther Fleischer

Klaus Müller: Dem Glauben nachdenken. Eine kritische Annäherung ans Christsein in zehn Kapiteln, Ashendorff Verlag, Münster 2010, 282 S., 24,80 Euro.

Wenn ein Theologe und Philosoph in die Mitte seiner „kritischen Annäherung ans Christsein in zehn Kapiteln“ (Untertitel) die Ironie platziert, dann macht das neugierig. „Dem Glauben nachdenken“ impliziert

für Müller, Professor für Philosophische Grundfragen der Theologie in Münster, „dass Religion und Theologie prinzipiell wegen der ihrer Rede wesentlichen Begrenztheit eine innere Verbindung zur Form des Ironischen haben“ (163). Genau hier verläuft für ihn der Graben zum Fundamentalismus, der eine solche Begrenztheit in der Rede von Gott weder einsieht noch anerkennt, sondern sich falsch als in Besitz der Wahrheit positioniert: „Fundamentalismen sind darum prinzipiell ironiefrei.“ (166) Für Christen geht es von Anfang an in ihrem Glauben nicht nur um Vertrauen und Bekenntnis, sondern auch um die Bereitschaft und Fähigkeit zur Auskunft darüber, was sie glauben und warum (vgl. 1 Petr 3,15). Im Anschluss an F.H. Jacobi, J.G. Fichte und L. Wittgenstein konstatiert Müller, dass alles menschliche Wissen, das naturwissenschaftliche und mathematische ebenso wie das religiöse, damit stehe und falle, „dass wir unserer Vernunft und ihren Regeln trauen. So gesehen sind also Wissen und Glaube im Kern gar nicht so verschiedenen ...“ (165)

Genau deshalb lohnt sich die Lektüre dieses Buches, weil es Freude macht, Müllers Denken nachzuvollziehen, vermutlich auch vielen, die andere Bücher dieses Autors früher oder später zur Seite gelegt haben ... zu anstrengend für die Stunden des Feierabends. Etliche der hier vorgelegten Texte gehen auf Predigtreihen zurück, und das tut der Lesbarkeit gut.

Müllers Thema ist das Gottdenken, die Verbindung von Vernunft und Glaube, das Thema der Enzyklika *Fides et ratio* von Johannes-Paul II. und der sog. Regensburger Vorlesung Benedikt XVI. Er startet seine „Einführung ins Christliche unter den Bedingungen der Spätmoderne“ (9) mit einem „Gang durch die ganze Bibel in vier Schritten“: Die Geschichte vom Anfang (Gen 2–11), Geschichte als Gottesabenteuer (Ex 1–34), den Propheten (Am, Hos, Jes), die die menschliche Geschichte auf Gott hin durchsichtig machen, und das ganze NT, das durchgängig von dem Gottesgeschenk handelt, noch einmal anfangen zu dürfen. Im 2. Kapitel will Müller „das Glaubensbekenntnis durchmessen“. Er beginnt mit einem Zitat der „heimatlosen Katholikin“ (H. Böll) Vilma Sturm, deren Zunge im Alter schon nach dem ersten Satz von Credo und Vaterunser gelähmt ist: „Alleräußerstenfalls kann ich sagen: ich hoffe, dass er ist – nichts weiter.“ Und schließt mit dem schönen Vergleich, dass das Credo für Christen sei, was die Balancierstange für Seiltänzer ist: eine Hilfe, sich aufrecht zu halten, obschon schwer und unbequem zu handhaben. „Glauben und Denken“ ist das Programm für das 3. Kapitel – zur Verhältnisbestimmung zwischen Vernunft und Glaube, Philosophie und Theologie, ausgehend vom der Auseinandersetzung mit der Gnosis bis zur aktuel-

len Debatte, insb. auch im Zusammenhang mit Joseph Ratzingers „Lebensthema“. Im 4. Kapitel „Atheismus zwischen Klischee und Provokation“ konzentriert Müller sich argumentativ auf die Thesen P. Sloterdijks, während er den lautstarken „neuen Atheisten“ (R. Dawkins, D.C. Dennett, C. Hitchens, S. Harris) im Grunde kaum „einen Hauch philosophischer Ambition zubilligen“ mag. Das erstaunt ob deren Argumenten und Argumentationsfiguren zwar nicht, ist aber, gerade nach dem Rückenwind durch die Missbrauchsskandale, bedauerlich. Als Leser hätte man sich Unterstützung gewünscht, um in diesem Getöse vielleicht doch Gehör zu finden, denn anders als Sloterdijk finden diese Autoren hohe Aufmerksamkeit in den Medien und auch bei Lesern.

„Kirche unterwegs in die Welten von morgen“ heißt das 6. Kapitel, das davon handelt, wie Kirche in der Welt fremd ist, ja bleiben bzw. werden muss, um wirksam das Evangelium zu verkünden, d.h. das „geschuldete Orientierungswissen“ anzubieten und so die Gottesfrage offen zu halten. Wie kann das gelingen in Zeiten von Informationsbergen und Unterhaltungsflut, die sprach- und erzählfähig machen?

In Kapitel 7 geht es um „Werte in der Diskussion“, vor allem um den Wert und die Notwendigkeit von Kommunikation, um bei der herrschenden „Appellallergie“ (auch und vor allem gegenüber kirchlichen Verlautbarungen) überhaupt zur Akzeptanz von Werten und Normen zu gelangen: „Selbstbeteiligung an der Normenfindung beflügelt bei der Normenverwirklichung“ (213).

Von der „Kunst christlicher Subjektwerdung“ handelt Kapitel 8 und diagnostiziert in einem Schnelldurchgang durch die Geistesgeschichte für die Gegenwart erheblichen Nachholbedarf.

Im 9. Kapitel „Theologische Wahrheit und ihr Zeitindex“ geht es um die Geschichtlichkeit des Glaubens, ehe dann im 10. der Schlusspunkt gesetzt wird: „Die Religionen und die Vernunft“. Damit hätte der Band auch beginnen können, vor allem auch weil der Autor darin dem Christentum – aus philosophischer Sicht! – „eine nur schwer zu überbietende Evidenz im Sinne guter Gründe für einen Wahrheitsanspruch“ (261) zuschreibt, ohne zu verkennen, dass dabei nur das Korrektiv der philosophischen Vernunft vor Fundamentalismus bewahrt.

Ein wunderbarer Nebeneffekt bei der Lektüre ist die häufig geweckte Neugier auf etliche der zitierten Quellen, die durch die sorgfältigen Angaben leicht erschlossen werden können.

Notabene für Bezieher dieser Zeitschrift: „Pastorales Tun ist niemals neutral. Entweder heilt es oder es macht krank.“ (201)

Bernhard Riedl

Unter uns

Auf ein Wort

„Es gibt kein Dazwischen mehr
zwischen dir und mir
auch nicht im Tod.
Da will ich schon singen
Geliebter
in dich hinein
Alleluja Alleluja“.

*Schwester Silja (Hedwig) Walter OSB,
gest. 31. 1. 2011*

Auf alles vorbereitet

Nachdem die alte Pfarrhaushälterin in den wohlverdienten Ruhestand getreten war, wurde die Stelle neu ausgeschrieben. Heute nun hat der Herr Pfarrer zum Vorstellungsgespräch geladen. Wie das Bäuchlein des Pfarrers verrät, ist er gutem Essen nicht abgeneigt, außerdem hat er oft Gäste im Haus. Und so fragt er die erste Bewerberin: „Können Sie auch gut kochen?“

„Jawohl, Herr Pfarrer, auf beiderlei Arten.“

„Auf beiderlei Arten? Wie meinen Sie das?“

„Nun je nachdem, ob die Gäste wiederkommen sollen oder nicht“.

*(aus: Das Hausbuch des christlichen Humors. St. Benno-Verlag GmbH. Leipzig 2009.
ISBN 978-3-7462-2592-0)*

Ritterbach Verlag GmbH · Postfach 18 20 · 50208 Frechen
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E